

Selbstkritischer Blick
Mission 21 stellt sich seiner Geschichte und damit dem Kolonialismus und Rassismus. **HINTERGRUND 3**

Passion Motoren sound
Höllensound für die einen, für die anderen ein elektrifizierender Klangraum: «Vroom!» **REGION 10**



Foto: Istock

Die ferne Kirche
Viele Menschen betrachten die Kirche aus Distanz, obwohl sie dazugehören. Wie ticken sie? **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Infos aus Ihrer Kirchgemeinde enthält der zweite Bund oder die separate Gemeindebeilage. **BEILAGE**

reformiert.

Aargau

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 8/August 2020
www.reformiert.info

Post CH AG

Der Kirche steht ein heisser Herbst bevor

Politik Der Abstimmungskampf um die Konzernverantwortungsinitiative, die von kirchlichen Hilfswerken massgeblich geprägt wurde, stellt die innere Dialogfähigkeit der Kirche auf die Probe.

Einen Vorgeschmack auf die Debatte zur Konzernverantwortungsinitiative gab die Synode der Zürcher Landeskirche: Mit der Bergpredigt und dem Aufruf, den Davids im globalen Süden «im Kampf gegen die Schweizer Goliaths wenigstens eine Steinschleuder in die Hand» zu geben, warb der Pfarrer Matthias Dübendorfer für das Anliegen.

Der Theologe ist mit seinem Votum in guter Gesellschaft. Kirchgemeinden sowie Pfarrerinnen und Pfarrer haben sich der Plattform «Kirche für Konzernverantwortung» angeschlossen. Das evangelische Hilfswerk Brot für alle (Bfa) hat die Initiative stark mitgeprägt.

Das Ja-Bündnis sprengt auch die konfessionellen Grenzen: Neben der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS) unterstützen die Schweizer Bischofskonferenz, die Schweizerische Evangelische Allianz und der Verband Freikirchen Schweiz die Initiative, über die am 29. November abgestimmt wird. Sie verlangt, dass Schweizer Firmen für Umweltschäden und Menschenrechtsverletzungen im Ausland haftbar gemacht werden können.

Orange Fahne am Pfarrhaus

Das Engagement von Bfa verteidigt EKS-Vizepräsident Daniel Reuter. Das Hilfswerk sei «prophetisch vorangegangen». Der EKS-Rat habe zunächst abgewartet und auf einen «griffigen Gegenvorschlag» gehofft. Eigentlich müsse die Kirche bei der Entscheidungsfindung helfen, statt sich auf Parolen festzulegen.

Für Reuter hat die Politik nicht erkannt, wie sehr die Forderungen der Initiative «die Volksseele bewegen». Daher sei es gut, dass nun abgestimmt werde und die Kirche sich positioniere. «Als Christen müssen wir zwar nicht die Welt retten, aber



Illustration: Patric Sandri

wir dürfen die Menschen nicht aufs Jenseits verdrängen, sondern sollten schon versuchen, die Welt ein bisschen gerechter zu gestalten.»

Wenn sich Pfarrpersonen politisch exponieren, ist das für Reuter kein Problem, «sofern sie die ganze Gemeinde im Blick behalten». Die orange Initiativfahne am Pfarrhaus sei wohl zulässig, da die Kirche «nicht strenger sein sollte als andere Vermieter». Doch das Kirchgemeindehaus soll unbeflaggt bleiben und der Kirchturm «mit seiner Symbolkraft» sowieso: «Es braucht neutrales Terrain für die Debatte, damit sich niemand ausgeschlossen fühlt.» Der Zürcher Kirchenrat, dem Reuter auch angehört, will die Richtlinien, die den Rahmen für das politische Engagement der Gemeinden abstecken, überarbeiten.

Ob der von Reuter geforderte Dialog «in Respekt und Anstand» gelingt, muss sich weisen. Erfahrungen eines prominenten Kritikers der In-

itiative deuten in eine andere Richtung. «Noch nie bin ich so sehr angefeindet worden wie in dieser Frage», sagt Theologe und Ethiker Markus Huppenbauer. Dass jemand als Christ gegen die Initiative sein könne, scheine undenkbar. Auch er wolle Menschenrechtsverletzungen bekämpfen, so Huppenbauer. «Ich halte aber Haftungsklagen für das falsche Instrument, um Konzerne zum Umdenken zu bewegen.»

Der Aargauer Kirchenratspräsident Christoph Weber-Berg hingegen bezeichnet die innerkirchlichen Debatte als «ausgewogen und fair». Die Synode hatte im Aargau verhindert, dass der Kirchenrat dem Beispiel der Kirche Bern-Jura-Solothurn folgt und sich der Plattform für die Initiative anschliesst. Auch der Zürcher Kirchenrat verzichtet, freilich aus freien Stücken.

Felix Reich, Sandra Hohendahl-Tesch

Interview: reformiert.info/danielreuter

«Pfarrerinnen und Pfarrer dürfen sich politisch exponieren, doch sie müssen dabei die gesamte Gemeinde im Blick behalten.»

Daniel Reuter
Vizepräsident EKS

Kommentar

Das Modell Zachäus wäre besser als eine Anklage

Der Abstimmungskampf im Herbst wird emotional. Beide Seiten werden mit Negativklischees operieren. Hier stehen die «Multis» am Pranger, die mit Minenbaggern Menschen von ihrem Land vertreiben, Flüsse und Luft verschmutzen und kaum Steuern in den Ländern des Südens zahlen. Dort idealistische «Naivlinge», die «Gutmenschen», die mit gesetzlichen Hindernissen den Wirtschaftsmotor abwürgen wollen. Und mitten im polarisierten Ringen stecken die Kirchen. Menschenwürde, Nächstenliebe, Schutz des Schwächeren: Christliche Kernthemen sind mit der Frage der Konzernverantwortung verknüpft. Schon haben sich 20 Prozent aller Kirchgemeinden der Plattform «Kirche für Konzernverantwortung» angeschlossen.

Nestlé und das Wasser

Die Bibel scheint in der Frage der Konzernverantwortung nur eine Antwort zu kennen. Aber so eindimensional ist sie nicht. Ein Beispiel liefert Jesus selbst mit dem Modell Zachäus. Er verwickelt den korrupten Zöllner ins Gespräch, unbeirrt vom kritischen Gerede der Menschen um ihn herum. Im Dialog mit allen zu sein, das steht einer vielstimmigen Volkskirche gut an. Den Dialog suchte die Kirche vor Jahren mit Nestlé am Rand des Weltwirtschaftsforums zum Thema Wasser. Es harzte, knirschte. Aber die Botschaft von Nichtregierungsorganisationen und Kirchen kam verzögert auf der Chefetage des Nahrungsmultis an. Er versuchte in letzter Minute, den Ständerat zu einem griffigen Gegenvorschlag zur Konzernverantwortungsinitiative zu bewegen.

Das befreiende Gespräch

Wie erfolgreich das Modell Zachäus sein kann, lässt sich in der Bibel nachlesen: Zum Schluss hat das befreiende Gespräch mit Jesus den Zöllner zum Helfer der Armen gemacht. Menschenrechte sollten in letzter Instanz juristisch einklagbar sein. Aber am Anfang steht das Wort, der respektvolle Dialog.



Delf Bucher
«reformiert.»-Redaktor
in Zürich

Debatte in Deutschland

In Deutschland wollen Entwicklungsminister Gerd Müller (CDU) und Arbeitsminister Hubertus Heil (SPD) ein Lieferketten- oder Sorgfaltpflichtengesetz ausarbeiten, das in eine ähnliche Richtung zielt wie die Konzernverantwortungsinitiative. In der Wirtschaft stiess das Vorhaben auf wenig Sympathie, auch in der Koalition ist es umstritten. Hilfswerke wie Brot für die Welt hatten sich bereits früher zur Initiative Lieferkettengesetz zusammengeschlossen und Auflagen für deutsche Konzerne verlangt.

Begleitdienst wurde wieder aufgenommen

Palliative Care Die Aargauer Landeskirchen haben Mitte Juni ihren Care-Begleitdienst für schwer kranke und sterbende Menschen in Institutionen und häuslicher Pflege mit ausgebildeten Freiwilligen wieder aufgenommen. Dabei würden die Vorgaben und Schutzkonzepte der jeweiligen Institutionen beachtet, heisst es in einer Mitteilung. Für die Einsätze ausserhalb von Institutionen wurde ein eigenes Schutzkonzept erstellt. Im Jahr 2019 haben rund 250 ausgebildete Frauen und Männer im Palliative-Care-Begleitdienst der Landeskirchen 463 schwer kranke oder sterbende Menschen begleitet und dabei 7567 Stunden Arbeit als Freiwillige geleistet. ti

15 000 Franken für Nothilfe gespendet

Pandemie Der Aargauer Kirchenrat hat einen Soforthilfebeitrag von 15 000 Franken für das Hilfswerk Mission 21 und ihre Partnerkirchen in Afrika, Asien und Lateinamerika gesprochen. Laut einer Mitteilung soll die Spende das durch die Corona-Pandemie verursachte «grosse Leiden in den Ländern der Partnerkirchen» bekämpfen helfen. Die schwachen Gesundheitssysteme der betroffenen Länder seien von der Krise überfordert. Viele Menschen leiden unter Fehl- und Mangelernährung sowie unter Vorerkrankungen wie Diabetes, Tuberkulose, HIV oder Malaria. Infektionen mit Corona nehmen daher oft einen schweren Verlauf. ti

Gottfried Locher gibt weiteres Präsidium ab

Rücktritt Der Ende Mai zurückgetretene Präsident der Evangelischen Kirche Schweiz (EKS), Gottfried Locher, hat als geschäftsführender Präsident der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) demissioniert. Gottfried Locher war erst im September 2018 anlässlich der GEKE-Vollversammlung in Basel in diesem Amt bestätigt worden, das er seit 2015 innehatte. Laut Mitteilung übernimmt John Bradbury von der United Reformed Church in London das Amt des geschäftsführenden Präsidenten kommissarisch, bis an der nächsten Ratssitzung im Januar 2021 ein ordentlicher Nachfolger gewählt werden kann. ti

David Zimmer folgt auf Rudolf Wernli

Wahl Der Historiker und Ethnologe David Zimmer wird Nachfolger von Rudolf Wernli als Kirchenschreiber der Reformierten Kirche Aargau. Der 48-jährige Berner wird sein Amt im Dezember 2020 antreten, wie der Kirchenrat mitteilt. David Zimmer verfüge über mehr als 20 Jahre Berufserfahrung im Verwaltungs-, Hochschul- und Bibliotheksbereich, heisst es in der Mitteilung. Unter anderem war er für die Römisch-katholische Zentralkonferenz der Schweiz tätig. Der Kirchenschreiber leitet die Kanzlei der Landeskirche und ist Mitglied der erweiterten Geschäftsleitung der landeskirchlichen Dienste. Der amtierende Kirchenschreiber Rudolf Wernli wird per Ende November 2020 pensioniert. ti

Bewegte Zeiten für den Jugendverband Cevi

Cevi Der christliche Jugendverband Cevi verlor im Aargau in den letzten zwölf Jahren rund 35 Prozent der Mitglieder. Nun scheint er sich langsam zu erholen. Manche Abteilungen wachsen sogar rasant. Eine ist der Cevi Bremgarten, der im Juli mit 55 Kindern eine Woche lang das Alpleben probte.



Bauen, kochen, spielen, Gemeinschaft: Die Sommerlager des Cevi Bremgarten sind sehr beliebt.

Fotos: Niklaus Spoerri

Kurz bereut man es, nicht mehr selbst Kind zu sein. Das Zeltlager vom Cevi Bremgarten auf der Galgenwiese ob Villmergen sieht an diesem Samstagnachmittag so einladend aus wie die Szenen auf den Plakaten von Schweiz Tourismus: In der offenen, selbst gebauten Küche schnippeln Männer im Sennenhemd Obst, im «Alpstübli»-Zelt binden Mädchen Holzbänke mit Schnüren fest, auf dem Schwingplatz raufen zwei Jungs und aus der Zeltstadt weiter hinten dringt lautes Lachen und Geplauder.

Erst vor drei Stunden sind die 68 Kinder und Leitenden, die hier nun eine Woche verbringen werden, in Bremgarten losgeradelt. Jetzt richten noch einige ihr Daheim ein, während andere schon den Lagerplatz erkunden. Viele tragen Sennenschuttl oder Kopftücher – das Lagerthema ist dieses Jahr «Ab uf d Alp». In den vergangenen Jahren: Pippi Langstrumpf, Harry Potter, Robin Hood, Asterix und Obelix.

Von 20 auf 100 Kinder

Der Anblick des Gewusels auf der grossen Waldlichtung macht es schwierig zu glauben, dass der Cevi Bremgarten vor sieben Jahren vor dem Aus stand. Kaum ein Kind interessierte sich damals noch für das Angebot des christlichen Jugendverbandes, der in der Schweiz über 200 lokale Vereine führt. Leitende standen nicht mehr zur Verfügung. Doch dann rissen zwei ehemalige Leiter das Ruder herum. Sie frischten das Programm auf, organisierten das Lager im Sommer statt Herbst und schafften es, den Cevi Bremgarten zu retten. «Im ersten Jahr zählte unsere Abteilung rund 20 Kinder»,

sagt Lukas Roth, Cevi-Name Uluru, der einer der Leiter ist, die den Cevi Bremgarten wiederaufstehen liessen. «Die Gruppe wuchs stetig weiter, heute umfasst sie ungefähr 100 Kinder.»

Was war der Zaubertrick? «Wir haben ein tolles Programm, gehen viel in den Wald und machen nur Aktivitäten, die uns selbst Spass machen.» Zudem würde immer gemeinsam gekocht. Und: «Im Leiterteam herrscht eine tolle Stimmung, das strahlt auf die Kinder aus.» Werbung muss der Cevi Bremgarten keine machen, der gute Ruf zieht immer



«Ich liebe es, draussen zu schlafen, ich bin nicht gern drin.»

Cevi-Name Lowa, 12

mehr Kinder an. Da es in Bremgarten keine Jungwacht und Blauring mehr gibt und auch keine Pfadi, besteht im Outdoor-Angebot kaum Konkurrenz. Seit Kurzem können Kinder ab Kindergartenalter teilnehmen – was viele Kinder anspricht, deren Zeit in der Bremgarter Waldspielgruppe um ist.

Erholung nach Talfahrt

Der Cevi Bremgarten gehört mit jenem von Möriken und Strengelbach im Aargau zu jenen Abteilungen, die viel Zuwachs haben. Andere Abteilungen suchen vergebens mehr Mitglieder, einige mussten schliessen, andere denken über eine Fusion nach. «Ob eine Abteilung viele oder wenige Mitglieder hat, gibt keine Auskunft über Aufwand und Herzblut, die hineingesteckt werden», sagt Karin Rey vom Regionalverband Aargau-Solothurn-Luzern-Zug. Es könne daran liegen, dass es andere attraktive Angebote habe, oder daran, dass die Werbung die Zielgruppe verfehle. «Es ist wichtig, auch Eltern anzusprechen, denn sie sind es häufig, die Kinder auf Vereine hinweisen.»

Rey führt die im Sommer 2019 eingerichtete Fachstelle Wachstum. Ihre Aufgabe ist es, die Abteilungen zu stärken und interessierte Kirchgemeinden beim Aufbau eines eigenen Cevi-Angebotes zu begleiten. Die Mitgliederzahlen des Cevi-Regionalverbands sind zwischen 2008 und 2013 rasant gesunken, seither aber stabil. «Wir verloren in diesem Zeitraum rund 35 Prozent unserer Mitglieder», sagt Rey. «Die Gründe sind komplex, die Situationen der Abteilungen unterschiedlich. Allgemein verzeich-

nen Vereine Nachwuchsprobleme.» Dass das christliche Image des Cevi ein Nachteil sein könnte in einer Zeit, in der immer mehr aus der Kirche austreten, glaubt sie nicht. «Wir haben keine Auflagen in Sachen Glaubensausübung. Alle können mitmachen.»

Die Stärke des Cevi sieht Rey darin, dass er nicht leistungsorientiert ist. Es gehe um gemeinschaftliches Erleben, die Kinder und Jugendlichen könnten sich stark einbringen und dürften Fehler machen. «Ich kenne nicht viele Verbände, wo das noch möglich ist.» Anouk Holthuizen



«Abends am Lagerfeuer zu sitzen und singen finde ich mega schön.»

Cevi-Name Index, 11

Seit dem gewaltsamen Tod des Afroamerikaners George Floyd durch einen Polizisten ist auch hierzulande die Debatte über Rassismus und Kolonialismus neu entbrannt. Obwohl die Schweiz keine Kolonien besass, gibt es zahlreiche Verstrickungen zum Kolonialismus: Schweizer Händler, Handelshäuser und Finanzkreise haben vom Sklavenhandel profitiert.

Auch die Evangelische Missionsgesellschaft in Basel wird für ihre Handlungen kritisiert, etwa Komplize der Kolonialmächte gewesen zu sein. «Ja, die Basler Mission hat mit den Kolonialmächten kooperiert, sonst hätte sie gar nicht arbeiten können», gesteht Jochen Kirsch ein, Leiter von Mission 21, in der die Basler Mission aufgegangen ist. «Gleichzeitig aber waren viele Missionare für die Kolonialherren auch unbequeme Zeitgenossen.»

Für Kirsch ist die aktuelle Diskriminierungsdebatte kein Novum: «Unsere ambivalente Geschichte hat uns früh gelehrt, Menschen anderer Hautfarbe auf gleicher Augenhöhe zu begegnen.» Diese Haltung sei ein fester Bestandteil der Missionswerk-DNA geworden.

Unrecht wieder gutmachen

Die 1815 gegründete Basler Mission wurde 1827 in Westafrika tätig. Eine der Anweisungen an ihre Missionare lautete, das Unrecht, das den Menschen durch Sklavenhandel zugefügt wurde, gutzumachen.

Die Basler Leitung verurteilte die Sklaverei deutlich. Dennoch besaßen 23 Missionare 242 Haussklaven. Ein Streit entflammte zwischen jenen, die ein sofortiges, umfassendes Sklavenverbot forderten, und jenen, die für eine Übergangslösung plädierten, um örtlichen Gepflogenheiten gerecht zu werden. 1862 beschloss die Basler Mission, dass alle Sklaven innerhalb von zwei Jahren freizulassen und deren Besitzer zu entschädigen seien.

Das zwiespältige historische Erbe mit der Sklaverei und dem afrikanischen Kakaohandel hat Mission 21 aufgearbeitet. «Wir wollen unsere Fehler nicht verstecken, sondern sie offenlegen und daraus lernen», sagt Kirsch. Eine der wichtigsten Lehren sieht der Pfarrer in der Gleichbehandlung: Partnerkirchen sind auf ihren Wunsch hin selbstständig geworden und vertreten ihre Interessen in der Missions-synode. «Sie sind Teil des Wir-Verständnisses.» Kirsch stellt fest, dass Missionsarbeit primär im globalen



Bildung ist Mission: Im Friedensdorf Gurku in Nigeria finden heute Christen und Muslime Schutz vor der Terrormiliz Boko Haram.

Foto: Mission 21 / Jonathan Liechti

Sklaverei verurteilt und zugleich Sklaven gehalten

Geschichte Die Basler Mission verurteilte die Sklaverei früh. Dennoch hatten Missionare selbst Haussklaven. Das ambivalente Erbe rund um Kolonialismus und den Sklavenhandel hat Mission 21 aufgearbeitet. Als Konsequenz aus seinen Fehlern entliess das Werk Partnerkirchen in die Autonomie.

Norden kritisiert oder mit dem Kolonialismus assoziiert wird. Anders hat der Pfarrer dies in den Ländern erlebt, in denen Mission 21 aktiv ist. «Dort hat die Mission einen hohen Stellenwert.» Fehler würden nicht ignoriert, erhielten aber weniger Gewicht. «Sie wertschätzen unser über 200-jähriges Engagement.»

Fehlende Differenzierung

Mit ihrer Forschungs- und Bildungsarbeit versucht Mission 21, gegen jede Diskriminierung von Menschen

aufgrund ihrer Hautfarbe anzukämpfen. «Wir wollen nicht pauschalisieren, sondern den Menschen in unseren Partnerkirchen eine Stimme geben», sagt Claudia Buess, Programmverantwortliche für Bildungsveranstaltungen. Sie fordert mehr Differenziertheit in der aktuellen Debatte: «Wir müssen uns bewusst sein, mit welchen Begrifflichkeiten wir hantieren.»

Der gleichen Meinung ist Archivarin Andrea Rhyn. Die Historikerin arbeitet im Forschungsarchiv der

Basler Mission, das bei der Aufarbeitung der Geschichte des Missionswerks eine wichtige Rolle spielt.

Kritische Forschung

2012 hat das Archiv 30 000 historische Bilder ins Netz gestellt. «Mission 21 will so den Menschen in ihren Partnerländern ihre Geschichte zurückgeben», sagt Rhyn. Zudem forschen jährlich rund 100 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus aller Welt in Basel. Oft seien Aufzeichnungen der Missionare die

einzig erhaltenen Dokumente jener Zeit. Religiöse Themen stünden bei der Aufarbeitung nicht so sehr im Zentrum des Interesses wie Fragen der Politik und Geschichte, Anthropologie und Linguistik.

«Wir wollen, dass kritisch geforscht wird», sagt Rhyn. Sie bedauert aber, dass seit den 1960er-Jahren nur das Negative an der Mission thematisiert wurde. «Je mehr geforscht wird, desto mehr kommt an die Oberfläche: Angenehmeres wie auch Unangenehmes.» Nicola Mohler

Mönen wie die Sengelnarren

Kirchenmusik Der Gemeindegesang geht auf uralte Psalmen-Tradition zurück. Er erlebte in der Corona-Pandemie nicht den ersten Einschnitt.

«Singt dem Herrn ein neues Lied!» Die Aufforderung, Gott auf der Leier mit frohem Gesang, mit Trompeten und Hörnerschall, mit Jauchzen und beim Reigentanz, mit Trommeln zu preisen und zu loben, steht in mehreren Psalmen. Der Apostel Paulus ermunterte die Epheser: «Lasst in eurer Mitte Psalmen ertönen, Hymnen und geistliche Lieder, singt und musiziert dem Herrn aus vollem Herzen» (Eph 5,19).

«Die Tradition des Kirchenlieds gehört zum Glauben», hält Thomas Muggli fest, Pfarrer in Bubikon ZH und ab September Koordinator der Schweizer Liturgie- und Gesang-

buchkonferenz (LGBK). Umso einschneidender, dass als Folge der Corona-Krise auch auf den plötzlich als infektiös verrufenen Gemeindegesang verzichtet werden musste.

Ein Symbol des Prunks

Die reformierten Kirchen in der Deutschschweiz erlebten in der Kirchengeschichte allerdings früh eine gesangslose Zeit. Während sich in der Reformation unter Johannes Calvin und Martin Luther aus den katholischen Choral-, Mess-, Vesper- und Kantaten-Kompositionen eigenständige reformierte Musiktraditionen entwickelten, verbann-

te der auf das Wort fixierte Reformator Huldrych Zwingli die Musik aus den Kirchen seines Einflussbereichs. Obschon der humanistisch gebildete Zwingli selber zahlreiche Instrumente spielte und eigene Kompositionen hinterliess.

«Die Orgel war für Zwingli ein Sinnbild des Prunks», sagt Thomas Muggli. Am Gemeindegesang habe den Reformator jedoch vor allem die schlechte Qualität gestört, «die er fast als Gotteslästerung empfand». So spottete 1523 der Toggenburger in einer Auslegung: Die «Sengelnarren», die Nonnen also, würden

«Die Kirche lebt generell eine Erinnerungskultur.»

Thomas Muggli
Pfarrer und Koordinator LGBK



Singen gehört dazu.

Foto: epd

«nit einen Vers der Psalmen» verstehen, die «sy mönend».

Wenige Jahrzehnte später kehrte der Gesang in die zwinglianischen Kirchen zurück. Und im Barock des 17. und 18. Jahrhunderts erlebte die

Kirchenmusik europaweit eine Blütezeit. «Singen ist bis heute ein wichtiger Teil der Liturgie geblieben, die Hauptform der Gemeindebeteiligung», sagt Muggli. Der Pfarrer sang bei Onlinegottesdiensten selber vor und forderte die Menschen zu Hause an den Bildschirmen auf, miteinzustimmen.

Klassisch und modern

Jochen Kaiser, Leiter des Bereichs Musik und Gemeindeaufbau bei der Zürcher Landeskirche, riet trotz der Lockerung vom lauten Gemeindegesang in der Kirche ab, empfahl aber, «vielleicht zu summen». Sozuzusagen zu mönen wie die Sengelnarren zu Zwinglis Zeiten.

Der Gemeindegesang wird bleiben. «Die Kirche lebt eine Erinnerungskultur», sagt Muggli. In Zukunft sieht er als «Miteinander und Ineinander» traditioneller Lieder und populärer Musikformen. Eine Herausforderung werde «die Qualitätssicherung bei den Texten der populären Musik sein». Thomas Illi

Spazieren mit dem Bruder und ein Dankbarkeits-Tagebuch

Corona Was machte der Lockdown mit jungen Menschen, die in diesem Jahr konfirmiert werden? Veranlasste er sie zum Nachdenken über den Glauben? «reformiert.» fragte in Kirchgemeinden nach. Die Jungs hatten nicht so Lust zum Mitreden.



Kyra Braun, Laufenburg

«Ich konnte niemanden mehr sehen»

Du lebst im Schweizer Laufenburg, gehst aber auf deutscher Seite zur Schule. Wie wirkte sich der Lockdown auf dein Leben aus?
Kyra Braun: Am Anfang war es hart. Als die Grenzen zugemacht wurden, konnte ich niemanden aus der Schule mehr sehen. Ich fühlte mich allein und führte viele Telefon- oder Videoanrufe.

Unternahmst du in dieser Zeit mehr mit deinem Zwillingbruder?
Wir liefen regelmässig mit dem Hund, waren oft zusammen im Garten und machten sogar gemeinsam Schulaufgaben. Das war eine coole Erfahrung, normalerweise mache ich nicht viel mit meinem Bruder.

Was war das Schlimmste für dich?
Definitiv der Verlust von Zeitgefühl und Rhythmus. Ich hatte keine Motivation und Energie mehr.

Veränderten sich Freundschaften?
Ich fand zu Leuten, die nicht in meiner Klasse sind, engeren Kontakt. Zuerst war ich erstaunt, weil ich dach-

te, ich würde Freundschaften verlieren. Aber dadurch, dass ich Zeit hatte und viel auf Instagram unterwegs war, habe ich mehr mit Leuten geschrieben und telefoniert.

Hat die Corona-Zeit dein Bild von Gott verändert?

Ich denke, dass Menschen, die einsam sind, in Gott Trost finden, sich nicht so alleine fühlen und jemanden haben, von dem sie sich beschützt fühlen. Für mich hat sich nicht viel geändert. Aber in der Zeit, in der ich nicht viel zu tun hatte, dachte ich mal, dass es schön wäre, eine Bindung zu Gott zu haben, wie sie andere Menschen haben.

Wie findest du es, wieder in die Schule gehen zu können?

Ich freute mich extrem, meine Freunde zu sehen, auch wenn ich sie noch nicht umarmen darf. Und es ist schön, wieder einen Rhythmus zu haben. Ich kann morgens viel besser als vor dem Lockdown aufstehen, weil ich mich so freue, etwas zu tun zu haben.

Wie verlief der Konf-Unterricht?

Die Konfirmation wurde auf September verschoben. Wir setzen den Unterricht fort und haben nun mehr Zeit für die Dinge, die wir für die Konfirmation im Mai vorbereiten wollten.



Minna Stalder, Aarau/Ghana

«Ich schreibe, wofür ich dankbar bin»

Du lebst mit deiner Familie in Ghana. Ihr seid für die Konfirmation extra nach Aarau gekommen. Und dann war alles anders ...
Minna Stalder: Schon der Konfirmationsunterricht war anders. Ich besuchte nur zwei Unterrichtsstunden. Danach schickte mir der Pfarrer E-Mails und empfahl Bücher. Kurz vor der Konfirmation im März kamen

wir in die Schweiz. Dann musste sie wegen Corona verschoben werden. Da wir extra gekommen waren, machte der Pfarrer eine kleine Privatkonfirmation für uns.

Wie war das für dich?

Ich fand es ein bisschen schade. Ich hatte noch ein paar Freunde in der Konfirmandengruppe, die ich nicht mehr sehen konnte. Aber zuletzt war ich einfach froh, dass es klappte. Es war ein wunderschöner Tag.

Ihr wolltet nur ein paar Tage in der Schweiz bleiben. Wegen der Pandemie seid ihr bis Mitte August da. Wie hast du die Zeit erlebt?

Ich fand es sehr schön, die Schweiz besser kennenzulernen. Wir waren weggezogen, als ich acht war. Wir fuhren in die Alpen, ich arbeitete freiwillig auf einem Bauernhof und wir besichtigten einige Orte.

Was war während dieser Zeit das Schwierigste für dich?

Meine beste Freundin aus Ghana zog nach Kanada um, und ich konnte mich unglücklicherweise nicht mehr von ihr verabschieden.

Was ist dir während der Corona-Krise wichtig geworden?

Zeit mit meiner Familie zu verbringen. Und ich merkte, dass man glück-

lich sein kann, auch wenn nicht alles so klappt, wie man es möchte. Ich bin viel positiver, auch weil ich weiss, dass es mir und allen Menschen, die ich liebe, sehr gut geht. Ich habe mit einem Dankbarkeits-Tagebuch angefangen, in das ich jeweils schreibe, wofür ich wirklich dankbar bin. Das hilft mir, positiv zu bleiben.

Wenn Corona vorbei ist: Worauf freust du dich am meisten?

Darauf, Menschen endlich wieder in den Arm nehmen zu können. Wenn ich Leute lange nicht gesehen habe, ist wunderbar, ihnen um den Hals zu fallen.



Nina Stalder, KG Olsberg

«So etwas musste passieren»

Im Frühling gab es strenge Massnahmen, um Kontakte zu reduzieren. Fandest du die Einschränkungen nachvollziehbar?
Nina Stalder: Ja. Ich merkte dadurch, wie frei ich vorher war und wie viele Möglichkeiten man normalerweise hat. Ich habe gelernt wertzuschätzen, was ich plötzlich nicht mehr hatte.

Hast du deine Freunde trotzdem mal getroffen?

Am Anfang schon ein- oder zweimal. Danach durften viele meiner Kollegen gar nicht mehr ausgehen, und ich dann schliesslich auch nicht mehr.

Was hat sich in der Corona-Zeit für dich zum Positiven verändert?

Vorher habe ich mit meiner Mutter öfter gestritten, während dieser Zeit aber fast gar nicht. Wir hatten ja nur uns als Familie, da muss man miteinander auskommen. Ich erledigte mit meinen Eltern zum Beispiel Dinge im Garten, wir unterhielten uns oder spielten Spiele.

Die Kirche soll für die Menschen da sein. Hat sie diesen Anspruch in der Corona-Zeit erfüllt?

Die Kirche machte soviel, wie sie konnte. Ich fand zum Beispiel gut, dass unsere Kirche jede Woche einen Sonntagsbrief an die Menschen verschickte, die das wünschten.

Warum lässt Gott eine solche Pandemie zu?

So eine Frage habe ich mir nicht gestellt. Ich denke, sowas musste früher oder später passieren. Wir alle haben bisher in einem enormen Ausmass ohne viel Rücksicht gelebt. Es war gut, dass es kam, wenn auch etwas gar zu heftig.

Was muss sich ändern?

Das massive Konsumverhalten der Menschheit sollte sich etwas reduzieren, und wir sollten nicht so leben, als wäre immer alles einfach selbstverständlich.

Worauf achtest du, wenn du dich jetzt mit Freunden triffst?

Ich freute mich sehr, sie zu sehen, als ich wieder in die Schule gehen konnte. Wir achten, so gut es geht, auf Abstände. In der Schule geht das kaum, weil dort so viele Schüler sind. Wenn wir uns danach treffen, tun wir das mit Abstand, weil viele meiner Kollegen auch Risikopatienten zu Hause haben.



Noelia Schlecht, Bremgarten Fotos: zvg

«Ich habe über Gott nachgedacht»

Der Lockdown war ein Ausnahmezustand. Gab er für dich auch Positives her?

Noelia Schlecht: Ja, in Bezug auf die Schule schon. Wir lernten zum Beispiel neue Apps kennen, um den Stoff zu lernen. Ich konnte mich dadurch viel besser konzentrieren. Auch sahen wir die Lehrer regelmässig per Videokonferenz.

Worauf hättest du gern verzichtet?
Umarmungen waren nicht möglich, ich konnte nicht nah bei meinen Freunden sein. Der Mensch braucht aber doch körperliche Nähe. Das fand ich mega schwierig.

Hast du dich daran gewöhnt?

Einigermassen. Manchmal fiel es mir sehr schwer, aber man gewöhnt sich auch daran. Es ist gut, dass man sich jetzt überhaupt treffen kann.

Wie war es, eine Zeit lang nur noch deine Familie um dich zu haben?

Meine Familie stand mir sehr zur Seite. Am Anfang realisierte ich noch nicht, was gerade passierte. Mir wur-

de bewusst, dass Familie und Freunde das Wichtigste im Leben sind. Ich traf mich in der Zeit auch mit zwei engen Freundinnen, weil sie mir so wichtig sind.

Findest du es gut, dass die Kirchen wieder für Gottesdienstbesucher geöffnet sind?

Ich glaube, dass es älteren Menschen und solchen, denen es nicht gut geht, hilft, wenn sie jetzt wieder mit Abstand dorthin gehen können.

Kann der Glaube den Umgang mit der Krise erleichtern?

Ich dachte über Gott und mein Bild von ihm nach. Dafür hatte ich ja

jetzt sehr viel Zeit. Ich finde, man kann ihm gut erzählen, was gerade los ist. Das gab mir das Gefühl, dass jemand für mich da ist. Meine Verbindung zu Gott ist in dieser Zeit stärker geworden.

Als die Schulen wieder öffneten: Überwog die Freude oder Sorge?

Ich freute mich auf meine Mitmenschen und Freunde. Wir hatten aber am Anfang schon einige Bedenken: Könnte es sein, dass plötzlich alles wieder zugeht? Allerdings es ist sehr gut gelaufen bisher, und ich bin froh, dass es in unserer Schule niemanden getroffen hat.

Interviews: Eva Mell

DOSSIER: Die Kirchenfernen

Leitartikel



Foto: Istock

Wer dabei ist, ist dabei – und basta?

Mitglieder, die sich als kirchenfern bezeichnen, haben Wertschätzung statt Vorhaltungen verdient. Denn die Reformierten sind auf ihre Passivmitglieder angewiesen. Und im Dialog mit ihnen lernt die Kirche viel über sich selbst.

Kirchenferne Mitglieder gibt es in der reformierten Kirche eigentlich nicht. Da ist kein erlauchter Zirkel, der die Distanz der Mitglieder zum Zentrum misst. Wer dazugehört, gehört dazu. Punkt. Reformierte Christen definieren die Distanz zu Glaubenssätzen, zur Institution Kirche, zur Gottesdienst feiernden Gemeinde selbst. Deshalb ist Vorsicht geboten, wenn jemand anderen Leuten das Etikett «kirchenfern» oder «distanziert» anhängen will. Hier die lebendige, gläubige Kerngemeinde, dort die träge, säkularisierte Masse der Steuerklärungschristen? Die Gegenüberstellung trieft nicht nur vor Selbstgerechtigkeit, sie zeugt auch von einem seltsamen Kirchenverständnis. Natürlich erschöpft sich Kirche nicht in der Institution, die von den Steuern ihrer Mitglieder lebt. Ist sie keine Gemeinschaft von Menschen mehr, die sich vom Evangelium bewegen lassen, ist die Kirche tot. Aber den Glauben leben kann auch,

wer nicht am Gottesdienst teilnimmt. Der Kirche zugehörig fühlen darf sich auch, wer den Glauben verloren hat. Die Liebe zur geistlichen Musik, die Freude an der Gemeinschaft, Respekt vor diakonischen Leistungen, freiwilliges Engagement, Traditionsbewusstsein oder die Ahnung, dass es einfach gut ist, dass es sie gibt, diese Landeskirche: Es gibt zahlreiche Gründe, Mitglied der Kirche zu sein.

Einfach einmal zuhören
Der Begriff «kirchenfern» mag unscharf und missverständlich sein. Mit Menschen das Gespräch zu suchen, die sich von dieser Bezeichnung gemeint fühlen, ist für die Kirche dennoch unabdingbar. Dabei geht es nicht darum, sie zu vergemeinschaften, sondern sie erzählen zu lassen, so wie es das Dossier von «reformiert.» möchte. Kirchenfernen zuzuhören, kann ermutigen. Wenn sich zeigt, dass Leute mit ihren Steuern Angebote finanzieren, die sie selbst kaum

je in Anspruch nehmen. Menschen, die mit Religion nicht viel anfangen können, aber überzeugt sind, dass Staat und Gesellschaft auf eine starke Kirche angewiesen sind, die für Schwache einsteht und den Dialog mit anderen Religionen sucht. Diese Mitglieder, die sich vielleicht nicht einmal als Christen bezeichnen würden, haben keine Vorhaltungen verdient, sondern Dankbarkeit für ihr solidarisches Mittragen und Wertschätzung für ihre Treue.

Kirchenfernen zuzuhören, kann ganz schön schmerzen. Manche Mitglieder fühlen sich von der reformierten Kirche nicht vertreten, nehmen sie als zeitgeistig und verpolitisiert wahr oder als konservativ und altbacken. Ihnen gilt es glaubwürdig zu vermitteln, dass die reformierte Vielfalt keine leere Floskel ist, die Reformierten gemeinsam um die Auslegung der biblischen Botschaft ringen und sich zugleich einbringen wollen in die politische und gesellschaft-

liche Diskussion. Damit muss das Versprechen verbunden sein, dass die Debatte offen, versöhnlich, nicht gehässig geführt wird. Andere Menschen wiederum haben oder wurden abgehängt. Sie verstehen schlicht nicht mehr, wovon in der Kirche die Rede ist. Mag sein, ihre Wahrnehmung sei von Vorurteilen geprägt, religiösem Halbwissen oder Medienberichten. Der Frage, wie solche Bilder entstehen, sollte sich die Kirche stellen. Die Kirche braucht regelmässig Distanz zu sich selbst.

Distanzen überwinden
Immer wieder versuchen, die Distanz zu überwinden, müssen die Verantwortlichen in der Kirche trotzdem. Die Kirche kann nicht mit ihren Angeboten auf die Menschen warten. Sie muss sich auf sie zubewegen mit offenen Ohren für deren Bedürfnisse. Das Kirchenmitglied, das religiös sozialisiert wurde und dann mehr oder weniger aktiv dabei bleibt, ist ein Auslauf-

modell. Religiöse Biografien sind keine Selbstverständlichkeit mehr. Da die Gesellschaft diverser geworden ist, gilt es Angebot und Sprache zu diversifizieren. Mit Beliebigkeit oder dem oft verächtlich gemeinten Begriff der Dienstleistungskirche hat diese Offenheit nichts zu tun. Vielmehr besinnt sich die Kirche auf ihr Zentrum: Christus. Jesus hat sich nicht allzu oft in geschlossenen Räumen aufgehalten. Er war unterwegs, hat den Menschen von Gott erzählt, sie ermahnt und ihnen vor allem zugehört, sie angenommen, wie sie waren. Der Dienst am Menschen im Licht des Evangeliums, der keine Gegenleistung verlangt, bleibt die Mission der Kirche.



Felix Reich
«reformiert.»-Redaktor
in Zürich



Jürg Spori, 73, pensionierter Bild- und Textreporter. Foto: Manuel Zingg

«Jetzt darf die Kirche ein wenig von mir profitieren»

Bei Jürg Spori findet Kirche eigentlich nur auf der Steuererklärung statt. Wenn er nach dem Ausfüllen des Formulars sieht, was er alljährlich seiner reformierten Landeskirche schuldet, wird der Berner daran erinnert, dass er Mitglied ist. Ansonsten noch an Hochzeiten, Tausen und Beerdigungen. Immerhin: Dass Spori die Kirche nicht gleich ganz aus seinem Leben gestrichen hat, ist ein bewusster Ent-

scheid. «Ich war schon dreimal nahe daran, meinen Austritt zu geben, um Geld zu sparen», sagt er. Jedesch habe er es aber bleiben lassen. «Ich habe mir gesagt: Jürg, du hast in einer wichtigen Phase deines Lebens von der Kirche profitiert, jetzt darf die Kirche auch ein wenig von dir profitieren.»

Bewirtet und bemuttert Jürg Spori ist in Thierachern aufgewachsen, einer ländlichen Gemeinde in der Nähe von Thun. Die Kirche war fester Teil des Dorflebens, der Pfarrer eine allseits respektierte Persönlichkeit. «Dann kam ich 1963 als Schriftsetzer-Lehrling vom reformierten Dorfidiyll in die Berner Matte zu einem katholisch geprägten Betrieb», berichtet Spori. Nach der Arbeit musste er immer noch den Boden scheuern, während

die katholischen Lehrlinge bereits den Feierabend genossen. «Sieht so kirchliche Gerechtigkeit aus?», fragt sich der junge Mann.

Er wäre an Kirche und Christentum fast irre geworden, wenn er nicht in der Berchtoldstube, einer Volksküche der Reformierten, für wenig Geld immer aufs Beste bewirtet und bemuttert worden wäre.

Dafür revançiert sich Jürg Spori, der in Bern während Jahrzehnten als Zeitungsreporter gearbeitet hat, weiterhin mit seiner Mitgliedschaft. Sichtbarer werden sollte die Kirche vor allem, findet der Rentner. Sich einmischen und stören. Lobbyieren – am besten professionell und auch im Bundeshaus. «So würde sie wieder zu einer gesellschaftlichen Akteurin.» Wie die Offene Kirche in Bern: «Die machen ihre Sache sehr gut.» Hans Herrmann



Mandy Gnägi, 50, Coach und Organisationsberaterin. Foto: Niklaus Spoerri

«Biblische Metaphern interessieren mich»

Mit dem Etikett «kirchenfern» hat Mandy Gnägi kein Problem. «Ich gehe nicht in den Gottesdienst und habe mit der Kirche als Institution kaum zu tun, insofern passt das.»

Dass die Organisationsberaterin dennoch Mitglied der reformierten Kirche geblieben ist, hat viele Gründe. Zum Beispiel schöne Erinnerungen an das Aufwachsen in einer kleinen Stadt, wo die Kirche selbstverständlicher Teil des Lebens war

und alle Jugendlichen in den Konfirmationsunterricht gingen. Nach der Konfirmation besuchte sie noch oft den Sonntagsgottesdienst. «Die vertrauten Gesichter zu sehen, eine Stunde auf dem immer gleichen Banklein zu sitzen – das hat mir gutgetan damals.»

Die Entfremdung wuchs mit dem Erwachsenwerden. Gnägi studierte Philosophie und Kunstgeschichte, fand die Einladung zur Auseinandersetzung mit dem Glauben im Gottesdienst «zu monologisch».

Stets zurückkommen dürfen Auf die Gretchenfrage, ob sie gläubig sei, hätte Gnägi gerne «eine schöne Antwort» bereit. Aber glauben im herkömmlichen Sinn, das tut sie nicht. «Ich würde es eher Urvertrauen nennen, ein tief verankertes Bedürfnis nach Sinn und Bedeutung

des Menschseins.» Darum interessieren sie die Metaphern der Bibel und ihre Relevanz für die heutige Zeit durchaus. Sowie sie wünscht sie sich die Kirchen präsenter im gesellschaftlichen Diskurs. «Ich würde gerne häufiger hören, was Geistliche denken und fühlen, wenn sie auf aktuelle Themen oder auch Krisen schauen.»

Dass sie weiterhin Kirchensteuer zahlt, hat auch mit dem diakonischen Einsatz der Kirchen etwa für Flüchtlinge und Arme zu tun. Und mit der «grossartigen städtebaulichen Bedeutung der Kirchen». Vor allem aber findet sie es wichtig, dass es die Kirche als Ort der Begegnung heute überhaupt noch gibt.

Und: «Vielleicht hänge ich auch an der Zusage, als verlorene Schäfchen jederzeit zurückkommen zu können», sagt Gnägi. Christa Amstutz



Yves Polin, 70, pensionierter Kaufmann und Synodaler. Foto: Niklaus Spoerri

«Die Kirche spuckt in den Teller, aus dem sie isst»

Die Kirche sollte wieder im Dorf sein, wie damals, in den Fünfziger- und Sechzigerjahren, «als der Pfarrer noch eine geachtete, bedeutende Autorität im Dorfleben» war.

Das wäre der Wunsch des pensionierten Kaufmanns und ehemaligen Bankers Yves Polin aus Dettikon AG. Er ist FDP-Mitglied – «auf dem Papier», wie er betont – und war bis vor Kurzem Friedensrichter im

Kreis Wohlen. Heute nimmt er die Pfarrerinnen und Pfarrer als «Spiritualmanager» wahr, als «mainstreamige Lebensabschnitts-Zeremonienmeister», die zu wenig im echten Leben der Menschen präsent seien.

Zu links und zu politisch Religiös sozialisiert in der Eglise française de Zurich und bei Ferienaufenthalten im Schloss Eugensberg in Salenstein, damals noch ein Erholungsheim der Ländli-Diakonissen, hat der Sohn eines Calvinisten und einer Zwingliänerin heute vor allem Mühe mit der «links und feministisch politisierten und politisierenden Landeskirche».

Wer nicht in die «Gender-Leier» einstimme, gelte als ewiggestrig, als frauenfeindlich, kritisiert Polin. Dabei gäbe es für ihn durchaus politi-

sche Felder, wo sich die Kirche einmischen sollte: Samenspende oder Leihmutterchaft. Aber hier drücke man sich vor Antworten. «Die Kirche wird ja nicht von SP-Leuten getragen, die sind schon lange weg», sagt Yves Polin. Das dringende benötigte Geld komme von Gewerblern, von Bürgerlichen. «Die erleben immer wieder, dass ihre Kirche in den Teller spuckt, aus dem sie isst.»

Während viele andere Unzufriedene austreten, ist Yves Polin auch nach 40 Jahren Kampf und Kritik Kirchenmitglied geblieben. Er liess sich sogar, als «Unbequemer», in die Aargauer Synode wählen. «Da kann ich mitbestimmen und versuchen, etwas zu verändern.» Ein Übertritt in eine Freikirche ist für Yves Polin, den bekennenden Freimaurer, ohnehin keine Alternative. Thomas Illi



Esther Girsberger, 59, Publizistin und SRF-Ombudsfrau. Foto: Niklaus Spoerri

«Es geht für mich um Kultur, nicht um Religion»

Kultur und Religion drapieren sich im Wohnzimmer von Esther Girsberger zu einem Stillleben. Auf dem ausladenden Flügel liegt eine jüdische Bibel – eine antiquarische Perle, illustriert von Gustav Doré.

Das Bild fasst zusammen, wie die Publizistin mit einem Faible für Musik die Gretchenfrage beantwortet: Sie ist eine Kulturprotestantin mit jüdischem Hintergrund. Ihr Urgrossvater war Rabbiner der Isra-

elitischen Cultusgemeinde Zürich. Aber ihre Mutter verliebte sich in einen Goy, in einen Christen.

Das jüdisch-christliche Elternhaus sei nicht religiös gewesen, erzählt Esther Girsberger: «Aber man liess seine Kinder konfirmieren beim Pfarrer Walter Hess im St. Peter – das gehörte zum guten Ton.»

Die jüdische Identität Zwei Jahre später führte eine Reise nach Israel zu einem religionsbiografischen Aha-Erlebnis. Da habe sie erstmals realisiert: «I'm Jewish.»

Kirchenfern hatte sie längst der reformierten Kirche den Rücken gekehrt. Aber als der befreundete Grossmünster-Pfarrer Christoph Sigrist dem Paar damals riet, den allfälligen Kindern zuliebe der Kirche wieder beizutreten, willigten Esther Girsberger und ihr katholi-

scher Mann ein. «Natürlich kann man mir Opportunismus vorwerfen», sagt die ehemalige Chefredaktorin der Zeitung «Tages-Anzeiger» und heutige Ombudsfrau von SRF. Aber Religion ist der kulturbefähigenden Geigerin wichtig und das Etikett Kulturprotestantismus oder Kulturjudaismus hat bei ihr durchaus einen positiven Klang: «Meine Auseinandersetzung mit dem Judentum und Christentum ist getragen von einer kulturellen Frage und nicht von der Religion.»

Deshalb freut sich Esther Girsberger, dass ihr 17-jähriger Sohn immer mehr fasziniert ist von den interpretatorischen Facetten des Alten und Neuen Testaments. Für sie ist die kulturelle Verzauberung der Welt durch das Judentum und Christentum genug Kitt, um loyal zur Kirche zu stehen. Delf Bucher



Jeannette Bürki, 71, Supervisorin und Pflegefachfrau. Foto: Manuel Zingg

«In der Krise zeigte die Kirche, was sie kann»

Eines war ihr die Kirche noch nie: gleichgültig. Als Kind liebte Jeannette Bürki die kirchlichen Feste, die sie zusammen mit ihren Eltern in einer Freikirche feierte.

Doch früh empfand sie diese Glaubenswelt als eng. Und sie sehnte sich nach sakralen Bauten. «Kirchen faszinieren mich seit jeher», sagt die heute 71-jährige. «Auch als ich als junge Frau sehr auf Distanz war zur Religion, setzte ich mich

immer wieder in Kirchen und fand es wohlthuend, dort zu sein.» Dabei interessiert sie sich nicht nur für Architektur. «Diese Räume vermitteln etwas Besonderes, weil sie speziell für Gottesdienste vorgesehen sind und dafür gestaltet wurden.»

Seit einiger Zeit geht Jeannette Bürki regelmässig zur Vesper im Berner Münster und sucht sich dabei die Pfarrpersonen gezielt aus. «Zu oft schon wurde ich als Gottesdienstbesucherin mit salbungsvollem Blabla abgespiesen», meint sie.

Nahrung für den Glauben Pfarrerinnen und Pfarrern sei oft nicht bewusst, welch grosse Verantwortung sie hätten. «Für mich steht die Verkündigung im Mittelpunkt, nicht die Diakonie und nicht das Kirchenkaffee.» Die Auslegung der Bibel sei für sie Nahrung für den

Glauben. Dagegen hält sie nichts von politischen Statements in Predigten. «Natürlich soll die Kirche Stellung beziehen, aber nicht bloss um progressiv zu wirken.»

Bei Themen etwa wie Ehe für alle oder Leihmutterchaft mache sie es sich zu einfach. «Wer sich vor allem am Zeitgeist, am Mainstream orientiert, um liberal zu wirken, verkennt die Wichtigkeit solcher Entscheidungen. Bis in viele Generationen werden uns die Folgen davon beschäftigen», sagt Bürki.

Die Kirche habe die Möglichkeit und die Pflicht, differenzierte, eigenständige Positionen zu vertreten. «Das würde ihr auch mehr Kontur und Glaubwürdigkeit geben.» So wie es ihr während der Coronakrise gelungen sei. «Da hat die Kirche gezeigt, was sie kann: da sein für alle.» Katharina Kilchenmann



Christian Walther, 47, Journalist und Filmemacher. Foto: Manuel Zingg

«Mehr Nähe zur Kirche brauche ich nicht»

An die Zeilen «Im Bett tuen i bäte und schlafe de i. Dr lieb Gott im Himmel wird ob bi mir sil!» erinnert sich Christian Walther bis heute.

Das Schlaflied «Ig göhre äs Glöggli», die kirchliche Unterweisung und die vom Pfarrer visierten Gottesdienstbesuche gehörten noch zu seiner Kinder- und Jugendzeit. Walther sagt dennoch, dass er kirchenfern aufwuchs. Die Nähe zur Kirche hat er nie gesucht. Doch die

Frage, ob er austreten sollte, stellte er sich trotzdem nicht.

Der Journalist bezeichnet sich als kulturreligiös. Die Religion präge die gesellschaftlichen Regeln, Normen und Werte. «Ich bin froh, keiner anderen als der reformierten Tradition anzugehören.»

Die Stimme der Schwachen Während früher die Kirche eine wichtigere Rolle im Alltag der Menschen spielte, beobachtet Walther heute eine strukturelle Beliebigkeit. «Kirchliche Rituale gaben den Menschen Struktur und Halt. Heute ist davon kaum noch etwas zu sehen.»

Trotzdem soll es die Kirche auch weiterhin geben, hält der Berner fest. Vor allem wegen ihres politischen und karitativen Engagements: «Meine Kirche soll jenen eine Stimme geben, die sonst in unserer Ge-

sellschaft untergehen.» Christian Walther findet nicht nur die Aktivitäten im interreligiösen Dialog und die offenen Kirchen unterstützenswert, sondern auch kirchliche Hilfswerke wie Heks und Brot für alle.

An einen Gott glaubt Walther nicht. Dafür sei er zu rational. «Religionen sind von Menschen gemacht, um das Unerklärbare zu erklären.» So seien Religionen immer wieder instrumentalisiert worden, im Guten wie im Schlechten.

Gottesdienste besucht Walther nicht, verbringt aber viel Zeit in leeren Kirchen. Er schätzt dort die Ruhe und die Architektur. Dass Menschen in der Kirche Gemeinschaft suchen und finden, kann er nachvollziehen. Selber aber verspürt er dazu kein Bedürfnis. «Als Einzelgänger brauche ich nicht mehr Nähe zur Kirche.» Nicola Mohler



Pina Scheidegger, 20, Teilzeitarbeitende in der Sozialen Arbeit. Foto: Manuel Zingg

«Sonst habe ich keinen Grund mehr, dabei zu sein»

Getauft, konfirmiert, abgehängt: Pina Scheidegger geht seit der Konfirmation vor vier Jahren nicht mehr in die Kirche. Höchstens einmal an Weihnachten in den Mitternachts-gottesdienst. Das gemeinsame Singen im Licht der Kerzen sei schon schön. «Aber normalerweise sind die Feiern dort extrem nüchtern.» Für die Zwanzigjährige existiert die Kirche kaum noch. «Ich kenne

niemanden in meinem Alter, der da hingehgt.» Und überhaupt: «Weder von meinem Outfit» noch von ihrer Lebenseinstellung her passe sie zu dieser Institution. Zu wieder sei die Kirche und zu konservativ, etwa was die Gleichberechtigung von Frauen und Männern angehe. «Ich habe den Eindruck, dass viele Reformierte – und erst recht Katholiken – immer noch recht traditionell denken und leben.»

Vom Pfarrer beeindruckt

Seit der Zeit des kirchlichen Unterrichts distanziert sich Pina Scheidegger immer mehr, obwohl sie den Pfarrer damals sehr gut erlebt hat. «Er war ein spannender Typ, eine Art Philosoph, der viel zu erzählen wusste. Nicht nur über die Bibel und den Glauben, auch über allge-

meine Lebensfragen. Das war toll.» Beim Beten allerdings habe sie sich nicht mitgemacht. «Das war mir irgendwie zu fromm. Und ich finde, jeder muss sowas frei entscheiden können und sollte dafür weder beurteilt noch verurteilt werden.»

Dass der unterrichtende Pfarrer sich auch politisch engagierte, hat sie allerdings beeindruckt. «Leute wie er machen sicher gute Sachen, setzen sich ein für Flüchtlinge und Obdachlose, trotzdem ist Kirche für mich nicht attraktiv.»

«Eingeschränkt und unfrei» würde sich Pina Scheidegger fühlen in einer christlichen Gruppe. «Ich behaupte nicht, die Kirche sei überflüssig, aber sie sollte sich mehr ins 21. Jahrhundert hineinentwickeln, sonst habe ich keinen Grund, dabei zu bleiben.» Katharina Kilchenmann



Nicolas Lindt, 66, Schriftsteller und Ritualbegleiter. Foto: Niklaus Spoerri

«Ich habe meine eigene spirituelle Welt»

Gäste empfängt der entfernte Nachbar der Chocolatiers Rodolphe Lindt gerne in der ehemaligen Fabrik «Bleiche» in Wald. Die Biografie, die er ausbreitet, ist eine Geschichte des Wandels, der Suche nach geistiger und spiritueller Heimat.

Nicolas Lindt war unter anderem: Sonntagsschüler («ja, damals mit dem nickenden Mohr»), Konfirmand (als Einziger ohne Krawatte, mehr ein Akt der Rebellion gegen

Konventionen als gegen das Religiöse an sich), Verfasser eines kritischen Leserbriefs im Zürcher «Kirchenboten», in dem er die Art der Gottesdienste sowie die «konservative Haltung der Kirche» kritisierte und der teils empörte Zuschriften zur Folge hatte, Sonntagsschullehrer in Küsnacht, Kommunist, der Kirchenaustrittsformulare in die Briefkästen verteilte, Aktivist der «Bewegung» 1980 in Zürich, «Tageschau»-Reporter, politischer Kommentator, Gerichtskolumnist, Esoteriker, Anthroposoph und schliesslich Pionier der «freien Trauung».

Niemanden ausschliessen

Mittlerweile hat Nicolas Lindt, der als Schriftsteller und Ritualgestalter mit seiner Familie in Wald lebt, seinen Weg gefunden, in eine «eigene, selbst empfundene spirituelle Welt», eine «Welt hinter der Welt», in der es vor allem «um die Liebe geht, die niemanden ausschliesst». Gerne hält er seine Rituale auch in Kirchen ab, wenn er darf. Denn Nicolas Lindt liebt «Kirchen als Orte, als Kulturgut, das allen gehört».

Gelegentlich besucht Lindt eine Kirche. Er zündet eine Kerze an und schätzt die meditative Stille im Kirchenraum, den er von der Institution völlig trennt. Das Wort «Gott» kommt in seinen Ritualen nicht vor, auch kein Unservator, weil er niemanden ausschliessen will.

Dennoch gab es immer wieder Berührungspunkte. Oft waren es Urnenbeisetzungen von Lindts verstorbenen Mutter gestaltete ein reformierter Theologe; Andrea Marcano Bianca, Zürcher Kirchenrat und Pfarrer in Küsnacht. Thomas Illi

«Vielleicht ist es wie mit den Videotheken»



Dem Traditionsabbruch mutig begegnen: Thomas Schaufelberger über die Zukunft der Kirche.

Foto: Niklaus Spoerri

Kirchenfern = glaubensfern. Geht diese Gleichung Ihrer Meinung nach auf?

Thomas Schaufelberger: Überhaupt nicht. Einen Glaubensverlust hat es nicht gegeben. Das zeigen Umfragen zur Spiritualität in vielen westlichen Ländern. Es ist vielleicht so wie mit den Videotheken: Sie verschwanden in den neunziger Jahren, aber die Leute haben trotzdem nicht aufgehört, Filme zu schauen. Sie machen es nur anders.

Nur fehlt im spirituellen Kopfkino der Kirchenfernen Jesus als Hauptdarsteller. Hat die Kirche versagt? Nein, die Kirche muss nicht alles auf sich nehmen. Das hat viel mit unserer Gesellschaft und dem, was

Thomas Schaufelberger, 51

In der Zürcher Landeskirche ist Thomas Schaufelberger als Leiter der Abteilung Kirchenentwicklung für Zukunftsvisionen zuständig. Nach einer KV-Lehre studierte er in Bern, Atlanta und Zürich Theologie und war zehn Jahre lang Pfarrer in Stäfa. Seit 2010 verantwortet Schaufelberger bei den evangelisch-reformierten Kirchen der Deutschschweiz die Aus- und Weiterbildung von Pfarrpersonen.

wir als die Krise der Moderne bezeichnen, zu tun. Alle Gewissheiten zerfallen, sagt der polnisch-britische Soziologe Zygmunt Bauman. Seine Zeitdiagnose umschreibt er mit dem Begriff der «flüssigen Moderne». Es gibt keine chronologische, geordnete Biografie mehr, in der man von der Wiege bis zur Bahre überzeugtes Kirchenmitglied ist.

Wie kann die Kirche in diesem alles verflüssigenden Strom der Moderne Jesus ins Spiel bringen?

Das kann beispielsweise an verschiedenen Stationen von Lebensübergängen geschehen, wie beim Übertritt ins Erwachsenenalter oder bei der Geburt des ersten Kindes, bei einem Todesfall oder bei der Hochzeit. In solchen Lebensmomenten kann die Botschaft des Evangeliums gehört werden.

Verkommt so Kirche nicht zum Dienstleistungsbetrieb?

Wenn sich der Kontakt nur darauf beschränken würde, bestünde diese Gefahr schon. Andererseits: Ich glaube, die Kirche muss ertragen, mit den Menschen immer wieder nur vorübergehend unterwegs zu sein. Von der Idee, dass der Mensch sich in eine Gemeinschaft eingliedern muss, sich kontinuierlich in der Gemeinde beteiligen, müssen wir

unverabschieden. Die Gesellschaft ist sehr individualisiert. Es braucht eine Vielfalt von kreativen Kontaktpunkten mit Menschen, die spirituell interessiert sind.

Wo sehen Sie die Kirche 2050?

Ich glaube der Traditionsabbruch ist Realität, die Kirche muss dem mutig ins Auge schauen. Die kirchlich sozialisierten Mitglieder werden rapide älter und sterben aus. Reist man nach Grossbritannien, schaut man 20 Jahre in unsere Zukunft. In London trifft man Menschen, die fragen den Pfarrer, der ein Kreuz um den Hals trägt, was das für ein Zeichen sei. Die Briten haben die Situation schonungslos analysiert und ihre Schlüsse daraus gezogen. Sie reagieren mit Lust an Kreativität und Experimentellem.

Das heisst?

In London hat der Bischof vor 20 Jahren beschlossen, kein Kirchengebäude mehr zu verkaufen. Die ungenutzten Kirchen hat er Menschen übergeben, die den Kirchenraum nutzen wollten. Es entstand eine unheimliche Vielfalt an kirchlichem Leben. Und auch Kontaktmöglichkeiten zu nicht traditionell kirchensozialisierten Menschen. Ich war in sehr unterschiedlichen Kirchen zu Gast. Manche waren auf

Junge fokussiert, andere evangelikal, wieder andere konzentrierten sich auf Familien oder Business-Leute. Es wurde auch viel diakonische Arbeit geleistet.

Auf Zielgruppen ausgerichtete Angebote gibt es schon heute.

Ja, aber die Zielgruppen müssen sich selbst definieren und selber ihre Formen gestalten. Wir sollten weg von dieser sonntäglichen Form des Gemeindegottesdienstes hin zu einer stärkeren Bedarfsorientierung. Was brauchen die Menschen wirklich? Und warum machen wir, was wir tun? Die künftige Kirche kennt keine klar definierten Kirchgemeinden. Sie ist ein Netzwerk, das mehrstimmig ist und mehr Deutungen zulässt für Formen und Orte, an denen das Evangelium gelebt wird. Sie muss nicht ständig die Kontrolle behalten. Dieses Netzwerk umfasst auch kirchenferne Menschen, die offen wären für Beteiligung, wenn sie sich nicht in ein Korsett hineindrücken lassen müssen.

Können Sie ein Beispiel nennen?

Vor einiger Zeit meldete sich eine Tai-Chi-Lehrerin, die mit der Kirche sonst nicht viel am Hut hatte. Sie hatte Zugang gefunden zu mystischen Glaubenstraditionen und entwickelte Gebets-Körperübungen dazu. In den Gesprächen mit mehreren Pfarrpersonen aber spürte sie stets eine Reserviertheit. Erst nach einem Kontakt mit einem Pfarrkollegen, der sich gegenüber diesem Impuls offen zeigte, fühlte sie sich von der Kirche erstmals verstanden und wertgeschätzt. Wenn die Frau unterstützt würde in ihrem Projekt und noch andere Interessierte dazu kämen, könnte aus dieser Initiative etwas Tolles entstehen.

Erfordert die Kirche der Zukunft auch anderes Personal?

Die reformierte Kirche braucht eine grosse Bandbreite an Methoden, Frömmigkeitsformen und Personen. Wir benötigen unterschiedliche Pfarrpersonen, Diakone und so weiter. Entscheidend ist nicht, dass jeder alles kann, sondern bereit ist, zu Netzwerken, Menschen weiterzuleiten an die richtige Stelle. Aus dem Amt des Pfarrers leitet sich nicht Autorität ab. Anstelle von Autorität wird Authentizität entschei-

«In London fragen die Leute den Pfarrer, der ein Kreuz um den Hals trägt, was das für ein Zeichen sei.»

dend. Die Menschen suchen jemanden, der das, was sie erfahren, kennt und versteht.

Und wie wichtig ist die Kinder- und Jugendförderung?

Religionsunterricht spielt eine wichtige Rolle bei der Kirchensozialisierung. Deswegen bin ich ein Befürworter einer Doppelstrategie. Wir müssen Mittel bereitstellen für das Experimentelle, das Ausbrechen, das Rausgehen aus alten Strukturen. Und gleichzeitig in den Unterricht investieren. Diese Chance dürfen wir nicht aufgeben. Allerdings stellen wir in Zürich fest, dass im-

mer öfter selbst Eltern, die Kirchenmitglieder sind, ihr Kinder nicht mehr konfirmieren lassen.

Hat die Kirche zu lange am alten Gemeindebegriff festgehalten?

Auch jetzt noch wird die Illusion aufrecht erhalten, dass in jedem Dorf eine Gemeinschaft besteht, die sich vor allem auf den Sonntagmorgen fokussiert. Dabei funktioniert das schon lange nicht mehr. Andererseits gibt es auch hierzulande schon Beispiele, wo Kirche über Gemeindegrenzen hinausgeht. Etwa die Spezialpfarrämter an Flughäfen oder an Bahnhöfen. Die Menschen kommen zum Flughafen, egal ob sie

«Die künftige Kirche kennt keine klar definierten Gemeinden. Sie ist ein mehrstimmiges Netzwerk.»

aus Aarau oder Affoltern stammen. Diese Pfarrämter sind eine Blaupause für die Zukunft. Dabei muss sich nicht alles auf theologische Fachpersonen konzentrieren, wie bei Spezialpfarrämtern. Es braucht auch diakonische Formen und Leute ohne formelle Ausbildung.

Schweben Ihnen weitere Spezialpfarrämter vor?

Eine Idee wäre ein Pfarramt für Kasualien wie Hochzeiten oder Taufe. Gerade für Menschen, die keinen Bezug mehr zum Ortspfarramt haben. Immer wieder sind Menschen frustriert, weil bei der Taufe ihr Wunschdatum nicht möglich ist. Oder ein Paar ist enttäuscht, dass die Pfarrperson die Trauung nicht in einer weit entlegenen Kapelle vollziehen will. Eine zentrale Stelle für unkomplizierte, kompetente Kasual-Beratungen wäre sinnvoll.

Da wären wir wieder bei den Dienstleistungen.

Selbst wenn. In diesen Momenten lässt sich ganz viel Beziehungsarbeit leisten. Will man, dass Kirchenferne nicht immer kirchenfern bleiben, wäre das ein ideales Angebot. Unabhängige Ritualberater haben den Markt für sich entdeckt. Dabei wissen wir: Wenn jemand das aus der Kirche kompetent macht, besteht auch unter Kirchenfernen eine grosse Offenheit.

Ist das wirklich so? In manchen Kreisen ist es regelrecht verpönt, Mitglied der Kirche zu sein.

Ich glaube, die Kirche hat oft mit Vorurteilen zu kämpfen. In Traugesprächen erlebe ich, dass Paare erst keine Trauung in der Kirche wollten. Später haben sie gemerkt, dass der Pfarrer individuell auf sie eingeht. Ich denke, das Problem ist eine Kombination aus Vorurteilen und einer zu starren Orientierung an alt-ingesessenen Formen.

Vielleicht müsste sich die Kirche besser vermarkten?

Zum Marketing gehört auch das Produkt. Und das Produkt stimmt nicht mehr so, wie es früher gestimmt hat. Wenn es dann vielfältig ist, offen, netzwerkartig, dann können wir es auch so bewerben. Interview: Delf Bucher, Cornelia Krause

Dann muss halt der Poet übernehmen

Musik Er macht einfach immer weiter: Bob Dylan hat ein fantastisches Album eingespielt. Der Poet analysiert die prekäre Lage der Nation, tanzt auf doppelten Böden und grüsst im Vorbeigehen den emeritierten Papst.

Kann sein, es ist nur ein guter Witz. Im schleppenden Eröffnungstück «I Contain Multitudes» der neuen Platte «Rough and Rowdy Ways» pfercht Bob Dylan Filmheld Indiana Jones mit Anne Frank und den Rolling Stones in zwei Zeilen, umrahmt von Grüßen an die Dichter Edgar Allan Poe und William Blake.

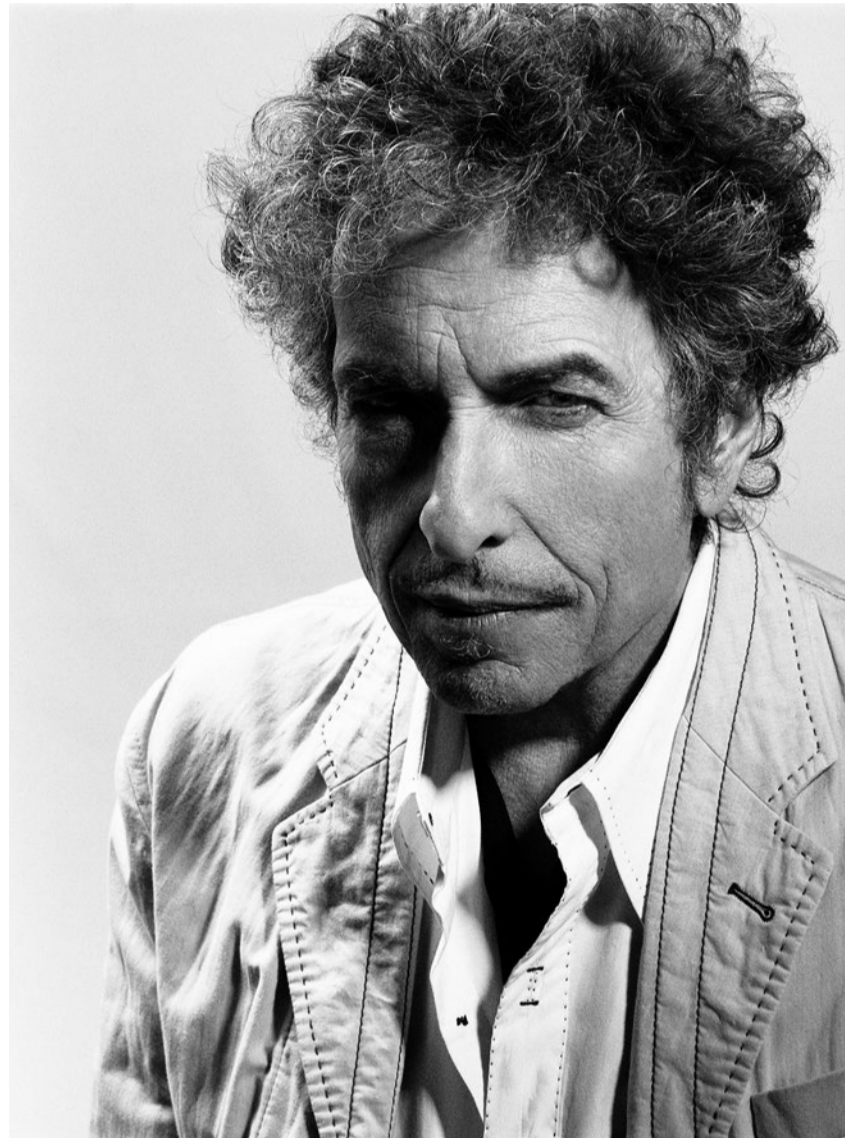
Dylan schien sich schon immer lustig zu machen über seine Exegeten. Mit spitzbübischer Freude legt er falsche Fährten. Doch seine Lyrik ist zu intelligent, um als reine Wortakrobatik durchzugehen. In den in «I Contain Multitudes» verpackten Referenzen schillert der Literaturnobelpreis, den Dylan 2016 erhielt. Statt die Auszeichnung abzuholen, tourte er damals einfach weiter. Im Selbstporträt schliesst er nun Hollywood und Dichtung, Musik und Erinnerungsarbeit kurz.

Ein Mann der Widersprüche ist der Versteckspieler tatsächlich. Als Protestsänger gefeiert, verschanzte er sich hinter mehrdeutigen Metaphern. Als Poet anerkannt, schlug er 1979 die ultimative Finte und entdeckte die Eindeutigkeit des Predigers. Die neue Nähe zum Messias garantierte maximale Distanz zur Fangemeinde, die ihn als Retter der intellektuellen Popkultur verehrte.

Das amerikanische Trauma

Die Erweckungsphase hat Dylan zwar hinter sich gelassen. Im Werk des Skeptikers bleiben biblische Bilder dennoch präsent. Im trotzigen, von einem umwerfenden Groove getragenen Song «False Prophet» zum Beispiel, mit dem er nach zwei Jahrzehnten dem inzwischen emeritierten Papst Benedikt XVI. zu antworten scheint. Dessen Vorgänger Johannes Paul II. hatte ihn 1997 öffentlichkeitswirksam zum Kongress nach Bologna eingeladen. Dylan nahm dankend an, um sein zeitloses Endzeitalbum «Time Out of Mind» ins Schaufenster zu stellen.

Benedikt fragte sich noch lange nachdem er den charismatischen Polen im Vatikan beerbt hatte, ob es wirklich richtig war, «diese Art von



Prediger und Versteckspieler: Bob Dylan, fotografiert 2009.

Foto: Keystone

Propheten» auftreten zu lassen. Natürlich verneinte der deutsche Kulturpessimist die Frage implizit.

Dylan orientiert sich mit seinem Blues an der Tradition der Propheten im Alten Testament, beschreibt sich als Feind des Verrats, des Streits sowie des ungelebten, bedeutungslosen Lebens: «I ain't no false prophet, I just know what I know.»

Das mit einer fantastischen Band eingespielte Album, mit dem Dylan acht Jahre nach seiner Hommage an William Shakespeare «Tempest» wieder zu Eigenkompositionen zurückkehrt, erschöpft sich jedoch

nicht in Selbstreferenzen. In der mit Streichern orchestrierten Ballade «Murder Must Foul» greift der Sänger ein amerikanisches Trauma auf: den Mord an Präsident John F. Kennedy von 1963, um den sich viele Verschwörungstheorien ranken.

Die brüchige Wahrheit

Den 17 Minuten langen Song liess Dylan auf eine separate CD pressen, als dem Album beigelegte Single sozusagen oder als düsterer Epilog. Die im gelassenen Sprechgesang vorgetragene Erzählung mündet in einer Playlist zur Sterbebegleitung.

Wobei sich die Identität des Sterbenden im Nebel der Assoziationen aufzulösen beginnt. Vielleicht ist es am Ende gar die Seele Amerikas, die Dylan in Musik und Poesie erkennt.

Indem Dylan auch die Legenden von Mafia-Mord und CIA-Komplott einwebt, reicht sein Requiem auf JFK tief in die Gegenwart hinein. Denn im Zeichen der alternativen Fakten ist die Wahrheit brüchig geworden. Und dass die Vergangenheit nie vorbei ist, sondern höchstens zwischendurch in einen tiefen Schlummer verfällt, gehört zu den Leitmotiven in Dylans Werk.

Wachsamer Achtsamkeit

Mit «Murder Must Foul» hat Dylan seinen ersten Nummer-eins-Hit in den Billboard Charts gelandet. Im Zeitalter fürs Streaming optimierter Songs eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit. Und als er das Lied ins Netz stellte, sprach er schon fast im alten Predigtton zu seiner Ge-

«Ich bin kein falscher Prophet. Ich weiss, was ich weiss. Ich gehe dorthin, wohin nur die Einsamen gehen können.»

Bob Dylan
«False Prophet»

meinde: «Stay safe, stay observant and may God be with you.» Wenn der Präsident in der Krise schon keine präsidentialen Sätze zustande bringt, muss der Poet übernehmen.

Dylan wäre nicht Dylan, hätte er im Segenswunsch keine doppeldeutige Spitze versteckt. Ist mit «observant» wachsam oder achtsam gemeint? Ruft er in Corona-Zeiten zur Achtsamkeit gegenüber den Mitmenschen auf oder fordert er angesichts des irrlichternden Präsidenten eine erhöhte Wachsamkeit? Die Mehrdeutigkeit hat die Poesie der Politik voraus. Und wahre Achtsamkeit kann wohl ohnehin nur wachsam gelingen. Felix Reich

Leben als Singulär



Schorsch: Allein durch die finstere Röhre

Von Max Dohner

Schorsch markiert ein frühes Kapitel in meinem Leben, angesiedelt noch im sogenannten Unschuldsbereich der Kindheit. Ein Kapitel, das ich bereue, ganz nach altem Gefühl bereue, ja bereue. Vor 57 Jahren hatte ich Schorsch verraten. Bis ans Lebensende werde ich das bereuen.

Schorsch war in den Sechzigerjahren wohl ein «Verdingkind». Die Härte dieses Schicksals kann man heute ermessen. Damals umhüllte man es mit Schweigen. Schorsch, wurde gemunkelt, sei «weggegeben worden», im neuen «Zuhause» werde er verprügelt. Schorsch sagte nie etwas – niemand sagte je etwas. Er war kein guter Schüler. Auch hier kassierte er vom Lehrer hie und da eine Ohrfeige. Eines Tages durchkroch Schorsch die Bachröhre unterm Kleindorf. Kaum jemand war Zeuge; keiner wusste, was ihn dazu trieb. Lange blieb er verschwunden, dann kam er übelriechend am anderen Ende raus. Eine Stunde in einer finsternen Röhre von einem Meter Durchmesser – kein anderer Bub im Dorf wagte es je wieder, Schorsch nachzumachen.

Schorsch und ich gingen jede Woche fischen. Seine Rute war ein Stecken, ständig verhedderte sich die Leine, der Korkschwimmer war zerbröckelt. Eines Tages kam Schorsch an mit einer Rolle neuen Silchs, einem Set Bleikügelchen, einem tollen Schwimmer und sogar einer Dose mit dreissig Stück Lebendwürmern.

Am anderen Tag sagte der Lehrer: «In der Klassenkasse fehlen zwanzig Franken. Ich warte drei Tage. Wenn der Dieb das Geld zurücklegt, ist die Sache vergessen. Sonst ergehen harte Massnahmen.» Ich stellte den Zusammenhang sofort her zwischen dem Fehlbetrag und Schorsch's neuer Anglerausrüstung. Und verpiff Schorsch noch vor dem Morgen.

Das Beschämende heute scheint mir vor allem diese Eile. Ich war nun: Klassenprimus, wieder mal Musterknabe vor dem Lehrer – welch ein erbärmlicher Charakter! Ändert man im Leben den Charakter? Nein. Aber was tue ich seither in vergleichbarer Lage? Ich denke an Schorsch. Dann beisst die Reue sofort in die Sprungsehne des gnadenlosen Spiessers.

Max Dohner ist Schriftsteller und Journalist, zuletzt als Autor der «Aargauer Zeitung». Für seine belletristische Arbeit wurde er mehrfach preisgekrönt. Foto: Reto Schlatter

Von Adam bis Zippora

Rut

Das Buch Rut im Alten Testament erzählt in vier Kapiteln eine Geschichte von Migration und einer aussergewöhnlichen Frauenfreundschaft: Noomi verlässt mit ihrem Mann und den beiden Söhnen aufgrund einer Hungersnot ihre Heimatstadt Bethlehem. Im fremden Land Moab hoffen sie auf ein besseres Leben. Die beiden Söhne heiraten zwei dort heimische Frauen: Rut und Orpa. Doch bald sterben die Männer. Zurück bleibt die Israelitin Noomi und die beiden moabitischen Schwiegertöchter.

Als Noomi sich für eine Rückkehr nach Bethlehem entscheidet, fordert sie Rut und Orpa auf, nicht mit ihr mitzugehen. Statt in die

Fremde sollen sie zu ihren Familien gehen. Während Orpa Noomis Aufforderung folgt, weicht Rut nicht von Noomis Seite: «Dränge mich nicht, dich zu verlassen. Denn wohin du gehst, dahin werde auch ich gehen.» Rut zieht also mit ihrer Schwiegermutter nach Bethlehem, wo Rut nun eine Fremde ist und mit Ausgrenzung rechnen muss. Doch die Migrationsgeschichte nimmt ein glückliches Ende: Während Rut auf den Feldern Ähren sammelt, lernt sie den Landbesitzer Boas, einen Verwandten Noomis, kennen. Boas heiratet die Witwe Rut. Ihr gemeinsamer Sohn Obed ist der Grossvater von David, der bedeutendste König in der Geschichte Israels. Nicola Mohler

Wie linderte David die Depressionen von König Saul? War Maria Magdalena die Geliebte von Jesus? «reformiert.» stellt biblische Gestalten vor.



Weg mit dem Schuh: Boas besiegelt seine Hochzeit.

Cartoon: Heiner Schubert

Vrooom! Vom Rausch des Asphaltsounds

Essay Manchen Menschen macht es enormen Spass, auf die Tube zu drücken. Es geht nicht nur um den Sound, sondern auch um Resonanz. Eine Annäherung an die Dezibel-Spreader.

Saust der Auto-Poser uns am ... Gesicht vorbei, macht's aus seinem Klappenpuff «Vrooom!». Und der sensible Kulturmensch ist entzückt, er denkt sofort an Kunst. «Vrooom!» – war das nicht ein Gemälde von Roy Lichtenstein aus dem Jahr 1963? Gute alte Pop-Art?

Nein, war es nicht – oder nicht ganz. Auch bei Klangexplosionen wie «Vrooom!» – ein sogenannter onomatopöischer Klang – gibt es Könner, Epigonen und Banausen. Der Epigone, zum Beispiel Fredy Eger aus Lüneburg, lautmalte das in Acryl so: «118 Vrooom 1» – als Comicwolke über einem Retro-Rennflitzer. Inspiriert, also weitgehend geklaut, war das tatsächlich vom Könner, Roy Lichtenstein (1923–1997). Lichtensteins berühmtes Bild aber heisst korrekt: «Varoom!»

Poser mögen darin keinen Unterschied erkennen; für Kunststheten jedoch trennen die Vokale a und o Welten. «Vrooom!» ist billiger Abrieb auf Asphalt, «Varoom!» hängt für ein Heidengeld in einem Museum. Die Banausen sodann drucken das auf T-Shirts mit einem albernem Zusatz von Ausrufezeichen über diversen Poser-Schlitten und verklickern den Ramsch auf dem Netz-Grabbeltisch: Uniformklamotten, Schlapper-Insignien für einen der nicht wenigen Vulgärkulte der Gegenwart.

Nun ist Kunst den Posern in der Regel zu still. Fällt das ästhetische Vergnügen am «Vrooom!» aber weg – worin steckt es denn sonst? Das «geile Gefühl», unterm ... Schalensitz den Einspritzmotor jaulen zu lassen. Auf die Frage ist man zu-

nächst ratlos. Zumal, wenn man als Kulturmensch nicht gleich die üblichen Injurien – Vollpfoften, Dezibelgockel, Machoprimit! – um sich pfeffern will, sondern mit Engelsgeduld versucht, seinen tobsüchtigen Mitmenschen zu verstehen.

Sound von Tunnelwänden

Vielleicht hilft eine Erinnerung: Vor einigen Jahren ergab sich die Gelegenheit, im Pulk von sogenannten Ferrari in den Süden zu brettern. So wie andere nach Lourdes pilgern oder nach Mekka, pilgern Ferrari ans Formel-1-Rennen in Monza, vor allem dann, wenn Fahrer im Kardinalstalar-Rot des eigenen Stalls vorne mitfahren.

Unterwegs auf der Autobahn im Tessin in einem Ferrari, zusammen mit einem halben Dutzend anderer im Schwarm, offenbarte sich das Vergnügen der Männer und Frauen, die am Steuer der Kisten sass, in jedem Tunnel. Dafür wurden Fensterscheiben gesenkt, der Motor vom verhalten brummenden Schleifgang auf volle Drehzahl gejjazzt. Vielfach verstärkt, scholl es von den Tunnelwänden wieder; in den Kisten schrien und johlten die Ferrari: «Mann, das ist Musik!»

Ein erstaunlicher Vergleich – Musik? Wenn man Mozart den Kühen vorspielt im Stall, so geht die Legende, gäben die Viecher vor Wohlfinden mehr Milch. Ersetzt man nun Mozart durch den Klappauspuff – klar, das Experiment wurde noch nicht gewagt, aber die Wette gilt: Die Milch würde schlagartig sauer.

Wie Tiere überhaupt eher schlecht vertragen, was der Mensch in die



Braucht den Lärm, sollte ihn anderen aber nicht aufzwingen.

Foto: Keystone

Welt posaunt als Lärm. Hunde äffen allenfalls nach, was der Homi- de in den Strassen heulen, jaulen, fauchen, bellen lässt. Steckt wo- möglich in diesem Umkehrschub der Erfolg der Domestikation: Hunde dressierten den Menschen zum Lautgeben. Der Auspuff wird zum Aus-Wuff.

Bizarrer noch wurde das besagte Ferrari-Wochenende am Renn- tag selbst, beim Formel-1-Start. Auf allen Tribünen stand das Publikum fiebrig vor Erwartung, dass die Höl- le losbrach. Der Immune mag darü- ber den Kopf schütteln, das versteht man noch. Hingegen nicht, was das Publikum dazu tat: Alle hielten, auf Empfang geschaltet, das Handy in die Luft, um das Startinferno live ihren Lieben zuhause zu übermit- teln. Mit dem Resultat, dass – we- nigstens zu jener Zeit noch, im Jahr 2000 – das Netz zusammenbrach. Die tollste «Musik» führte gerade- wegs in die Funkstille: «Schatz, bist du noch da?»

Ohne Resonanz kein Genuss

Das Tunnelgewölbe und die Handys deuten es an: Der Dezibel-Frömm- ler kriegt weiche Knie, wenn kein göttlicher Resonanzraum zur Ver- fügung steht. Auf die Tube zu drü- cken, wäre so im Kern kein onanis- tisches Verhalten – es bedarf der Resonanz. Und die Arroganz, die Ignoranz des Lärm-Spreaders wäre wirklich Pose und nichts als das. Im

Schweigen schrumpften er und sein Motor zum Non-Valeur.

Eine sonderbare Verbindung gibt es gleichwohl zwischen Motoren- lärm und Musik. Am besten schei- nen jene Soundtechniker diese Zusammenhänge zu kennen, die daran herumtüfteln. Nämlich am Dilemma, dass der Kraftwagenfah- rer, der Töffpilot den Lärm zwar brauchen, ihn allerdings anderen nicht aufzwingen sollten. Käme

«Das Tunnelge- wölbe und die Handys deuten es an: Der Dezibel- Frömm- ler kriegt weiche Knie, wenn kein göttlicher Resonanzraum zur Verfügung steht.»

der Akustikklave denn auch auf anderen Wegen als über Dezibel zu seinem Wohlgefühl?

Thomas Görne, Professor für Audiodesign und Leiter des Tonlabors an der HAW Hamburg, sagte dazu neulich im Nachrichtenmagazin «Der Spiegel» das Folgende: «Der Schall allein macht nicht das Erlebnis. Das zeigt ein Beispiel aus dem modernen Bühnenbau: Dieser wird immer stärker «stillgelegt», (...) die Musiker hören sich nur noch über Ohrhörer. Dadurch fehlt aber die körperliche Wucht, insbesondere von tiefen Tönen. (...) Man nutzt deshalb sogenannte «Shaker» unter dem Boden, um die Vibration künstlich zu erzeugen. (...) Dieser Effekt ist beim Motorrad sicherlich identisch, die Vibration verstärkt auch dort die Empfindung des Klanges.»

Statt Lärm also Vibration, bei- spielsweise über einen rüttelnden Töffsattel, Schalensitze im Auto oder via Spezialkleidung, die «good vibrations» aussendet? Erhebliche Zweifel sind angebracht: Solche Mätzchen ersetzen dem Dezibel- Spreader gewiss nicht das Elementare, das Wichtigste, woran ihm liegt: den Resonanzraum. Motor- kraft anders zu empfinden als über den Ton, diese Selbstbefriedigung frustriert; er will, dass man ihn hört, und er will es aggressiv.

Verstärkter Fake-Lärm

Die Industrie dient den infantilen Wünschen weiter zu. Wer will, kann seinen Auspuff bequem diri- gieren vom Smartphone aus. Selbst bei langsamer Fahrt kann er es krachen lassen. Desgleichen über am richtigen Ort montierte Verstärker- anlagen. Was aus dem Auspuff dröhnt, ist immer öfter nur grober Fake-Lärm, also alles andere als «Musik». Damit kommt der Poser nach wie vor locker durch.

Technisch wäre es wohl kein Pro- blem, eine perfekte Auto-Auspuff- Orgel auf einem Leiterwägeli durch die Strassen zu schieben und – bei- spielsweise – Maserati zu spielen. Was dann geschähe, ist sonnenklar: Die Polizei hielte den Leiterwä- geli-Clown «schonend» an und zöge ihn augenblicklich aus dem Verkehr, steckte ihn vielleicht gar in die Psy- chiatrie. Aber derselbe Clown, ein wenig Autoblech um sich rum, darf passieren, trotz seiner akustischen Pest am ... Heck. Max Dohner

INSERATE

SONDERANGEBOT AUSFLUG IN DER ROMANDIE

Das Angebot beinhaltet: Nächte in einem Zimmer mit Bad und Frühstück. Kostenlose Fahrkarte zwischen Montreux und Lausanne.

Preis für 3 Nächte:	Preis für 7 Nächte:
Einzelzimmer: 208 CHF (statt 312 CHF)	Einzelzimmer: 520 CHF (statt 728 CHF)
Doppelzimmer: 316 CHF (statt 474 CHF)	Doppelzimmer: 790 CHF (statt 1'106 CHF)

Buchung per E-Mail oder Telefon an info@cret-berard.ch oder 021 946 03 60. Das Angebot gilt für alle Aufenthalte bis zum 31. August 2020, je nach Verfügbarkeit.

www.cret-berard.ch
Ch. de la Chapelle 19a - 1070 Puidoux

CRÊT BÉRARD

Reformierte Kirche Aargau

**Das Leben gut abschliessen - aber wie?
Themenabend Palliative und Spiritual Care**

**Dienstag, 25. August, 19 Uhr
in Aarau, Haus der Reformierten, Stritengässli 10**

Mit Prof. Dr. Pasqualina Perrig-Chiello, Professorin em. für Entwicklungspsychologie, und Präsidentin der Seniorenuniversität Bern. Schuld und Kränkung, Vergebung und Versöhnung werden spätestens am Lebensende wichtig. Es geht darum, Ja zur eigenen Biografie zu sagen, im Einklang mit sich und mit den Nächsten zu sein. Der Lebensrückblick und die Bilanzierung von Erfolg und Misserfolg, von Verdiensten und Schulden bieten eine besondere Chance, sind aber nicht einfach.

Freiwilliger Unkostenbeitrag 20 Franken, Anmeldung nicht nötig. Infos auf www.ref-ag.ch unter «Veranstaltungen».

Handeln für mehr Menschlichkeit
Engagieren Sie sich für Menschen in schwierigen Lebenssituationen in Graubünden

www.srk-gr.ch
PC 70-404-0

**Cruschi Cotschno Svizzera
Schweizerisches Rotes Kreuz
Croce Rossa Svizzera**

**Kinder fördern
Glauben entdecken
Familien stärken
Kirche leben**

www.kindundkirche.ch

reformiert.

Folgen Sie uns auf
[facebook/reformiertpunkt](https://www.facebook.com/reformiertpunkt)



www.friedwald.ch
Baum als letzte Ruhestätte
75 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

Tipps

Ausstellung

Wenn die Wüsten wachsen

In der Sonderausstellung «Heisse Zeiten» im Naturama Aargau sind auf grossformatigen Porträts Menschen zu sehen, die den Klimawandel hautnah erleben. Die beiden Fotografen Mathias Braschler und Monika Fischer haben auf jedem Kontinent und in jeder Klimazone Aufnahmen von Einzelpersonen und Familien gemacht und Gespräche geführt; diese Interviews mit den Porträtierten sind in der aktuellen Ausstellung zu hören. **kk**

«Heisse Zeiten», bis 14. März 2021, Feerstrasse 17, Aarau. www.naturama.ch



Christian Kaufmann, Schäfer, Grindelwald.

Foto: Braschler / Fischer

Buch



Margrit Sprecher

Foto: Fabian Biasio

Reporterin ohne Berührungsängste

Aus dem Gerichtssaal, am Gourmet-Festival oder mit Teddybären auf Reisen – Margrit Sprechers Reportagen, entstanden zwischen 2002 und 2020, nehmen jedes Thema ernst, Weltbewegendes ebenso wie Biederes und Verschrobenes. So zeigt die Autorin neue Sichtweisen und unterwandert Vorurteile. **kk**

Margrit Sprecher: Irland. Dörlemann-Verlag, 2020, 272 Seiten, Fr. 30.–.

Führung



Ins Verborgene sehen

Foto: zvg

Mit allen Sinnen in der Schöpfung unterwegs

Der Auftakt zur «SchöpfungsZeit», die jeweils der Verein «oeku Kirche und Umwelt» organisiert, ist dieses Jahr ein Spaziergang durch Stadt und Park Rheinfelden, dies mit dem Augenmerk auf das Verborgene. Nach der Tour liturgisches Gotteslob und Apéro. **kk**

Rundgang: 1. September, 18 Uhr, katholische Kirche Rheinfelden. Anmeldung: stephan.degen@ref-aargau.ch, 062 838 06 52.

Agenda

Bedingt durch die Corona-Krise, kann es nach wie vor zu Programmänderungen kommen.

Gottesdienste

Nationalfeiertag

Die Bundesfeier in Muri beginnt mit einem ökumenischen Gottesdienst in der Klosterkirche. Anschliessend künden die Glocken der Kloster- und der Pfarrkirche den offiziellen Festakt mit der Rede des Gemeindepräsidenten an.

Sa, 1. August, 19 Uhr
Klosterkirche Muri

Open-Air-Taufgottesdienst

Gottesdienst mit einer Taufe im Schlosshof Schöffland. Mit Pfr. Daniel Hintermann. Es spielt die Luzerner «Bourbon Street Jazz-Band».

So, 23. August, 9.30 Uhr
Schloss-Scheune Nord, Schöffland

Konzerte

Orgelkonzerte zum Wochenende

Die Stadtkirche Lenzburg hat diesen Sommer zu fünf Konzerten geladen, zwei stehen noch bevor.

– Sa, 1. August, 17.15 Uhr
Andreas Jud spielt Werke von Bach und Reger

– Sa, 8. August, 17.15 Uhr
Hans Uwe Hielscher spielt Werke von Bridge, Ebenezer, West u.a.

Eintritt frei, Kollekte.

Jazz und Wort zum Feierabend

Die «Louisiana Hot Seven» spielen klassischen New Orleans Jazz, bei gutem Wetter draussen.

Sa, 15. August, 19 Uhr
Ref. Kirchenzentrum Nussbaumen

Eintritt frei, Kollekte

Weiterbildung

Der Bibel begegnen

Die Bibel ist ein Sammelwerk verschiedenster Schriften, entstanden im Zeitraum von über 1000 Jahren. Wie kann es gelingen, in den darin enthaltenen Fragestellungen Hilfreiches für aktuelle Fragen aufzuspüren? Welche Haltungen gilt es dafür zu entwickeln? Was bietet sich in besonderer Weise an für Bibelbegegnungen mit Kindern? Leitung: Monika Thut Birchmeier, Bereich Kind und Kirche der reformierten Landeskirche Aargau.

– Do, 13. August, 19.30–22 Uhr
Ref. Kirchgemeindsaal, Gass 2, Tegerfelden

– Mi, 26. August, 19.30–22 Uhr
Ref. Kirchgemeindsaal, Gass 2, Tegerfelden

– Mi, 2. September, 19.30–22 Uhr
Gemeindehaus, Staltig 14, Tegerfelden

Teilnahme gratis, für Ausserkantonale Fr. 30.–. Anmeldung bis 9.8.: www.aareka.ch

«Welche Bildung für die Zukunft?»

Impulsreferat von Prof. Dr. Stefan Wolter, Direktor Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung, Aarau. Podiumsgespräch mit dem Referenten und Christian Aeberli, Departement Bildung, Kultur und Sport des Kantons Aargau, und Luigi Garavelli, Co-Schulleiter Schule für Gestaltung Aargau.

Di, 18. August, 17.15–19 Uhr
Stapferhaus, Bahnhofstr. 49, Lenzburg

Anmeldung bis 11.8.: kirche-wirtschaft@ref-aargau.ch

«Letzte Hilfe»

Der Kurs vermittelt in vier thematischen Modulen Grundkenntnisse zu Sterben, Vorsorgen und Entscheiden, körperliche, psychische, soziale und existenzielle Nöte lindern, Abschied nehmen. Leitung: Pfr. Thomas Michel.

Sa, 22. August, 10–16 Uhr
Kirchensaal Muhen

Anmeldung bis 10.8.: Kirchgemeinsekretariat, Hauptstrasse 45, Muhen, 062 723 54 60, sekretariat@kirchemuhen.ch, www.letztehilfe.info.

Lektüre des Johannesevangeliums

Textarbeit, theologische Vertiefung, Diskussion im Rahmen von 12 Abenden. Leitung: Dr. phil. Jörg Büchli und Pfrn. Christina Huppenbauer.

27.8./10.9., 24.9./8.10., 22.10./5.11.
jeweils donnerstags, 18–20 Uhr
Ref. Kirchgemeindehaus Baden

Anmeldung: Pfrn. Chr. Huppenbauer, 079 190 89 23. christina.huppenbauer@ref-baden.ch

Verzeihen und vergessen?

Spätestens wenn das Lebensende naht, geht es darum, in Einklang zu kommen mit sich und mit den Nächsten. Dabei ergibt sich die Chance, erlittene Verletzungen und eigene Schuld zur Sprache zu bringen, sich und anderen zu verzeihen und inneren Frieden zu erlangen. Aber dieser Prozess ist nicht immer einfach, manchmal gar unmöglich. Was sind dabei zielführende Wege, und was ist die Alternative? Zu diesen Fragen referiert Prof. Dr. Pasqualina Perrig-Chiello im Rahmen der Lehrgänge in Palliative und Spiritual Care der Aargauer Landeskirchen.

Di, 25. August, 19 Uhr
Haus der Reformierten, Striten-gässli 10, Aarau

Freiwilliger Unkostenbeitrag: Fr. 20.–

Weitere Anlässe:
reformiert.info/veranstaltungen

Leserbriefe

reformiert. 7/2020, S. 1

Die EKS sucht einen Weg aus der Vertrauenskrise

Was bedeutet «EKS»?
Abkürzungen wie «EKS» sind in der Kirche gang und gäbe. Verstanden werden sie meist nur von Insidern. Ich gehöre zu denjenigen, die mit solchen abstrakten Bezeichnungen Mühe haben. Der Vertrauensverlust trifft also nicht die EKS, sondern die Reformierten.
Heinz Gerber, Niederlenz

Viele tolle Texte

In der neuesten Ausgabe gibt es lauter tolle Texte. Angefangen beim Front-Artikel über die Rücktritte in der EKS, der die Dinge beim Namen nennt, über das Interview mit Moritz Leuenberger, das Dossier übers Zuhören, den Artikel über Ronja Fankhauser hin zum Portrait von Iris Nydegger und die Gretchenfrage – alles habe ich gerne gelesen und winde Ihnen hiermit ein Kränzchen. Danke! Wie bunt und verrückt und toll ist diese Welt mit ihren Menschen!
Eva Schwegler, per E-Mail

reformiert. 6/2020, S. 12

Cartoon von Christoph Biedermann

Ein Aufsteller

Ich möchte mich bedanken. Herrn Biedermanns Cartoons erfreuen mich jedes Mal. Ich bewundere seinen Ideenreichtum! Schön, wenn man in dieser nicht so lustigen Zeit wenigstens einen Aufsteller hat.
Susanna Beutler, Zürich

reformiert. 6/2020, S. 3

Kommission soll den Eklat untersuchen

Jetzt genau hinschauen

Ja, auch in der reformierten Kirche passieren Grenzverletzungen, sexuelle Belästigung und schweres Mobbing. Kirchenverwaltungen und Kantonalkirchen sind oft hierarchisch strukturiert, doch es wird freundschaftlich miteinander umgegangen und alle sind so nett miteinander. Dennoch wird oft wegesehen und geschwiegen. Häufig fehlt es an Professionalität und man versucht, Grenzüberschreitungen und Konflikte informell beizulegen. Deshalb ist es höchste Zeit, dass auch in der EKS

genau hingeschaut wird! Eine unabhängige Instanz muss zwingend eingeschaltet werden, um Gottfried Lochers Machenschaften zu untersuchen. Auch müssen die von Grenzverletzungen Betroffenen geschützt werden. Die Kirche muss sich ihrer Verantwortung stellen.
Andrea Kolb, Zürich

Fehlende Ausbildung

Der Eklat im Rat der Evangelischen Kirche Schweiz macht eines deutlich: Vielen theologisch Ausgebildeten fehlt es oft an Kenntnissen und Erfahrung im Management (leider für viele Theologen ein Unwort). Diesen Eindruck gewann ich auch als Berater von Personen, die für die Kirche tätig sind. Wenn jetzt eine Kommission den Eklat untersucht, fürchte ich, dass dieser ebenfalls das entsprechende Wissen fehlt und in ihren Analysen an der Oberfläche bleibt. Das Beklagen fehlender Transparenz reicht nicht. Ob mal die von mir sehr geschätzte Zeitung «reformiert.» das Problem fehlender Aus- und Weiterbildung im Management in Kirchenkreisen aufgreifen könnte?
Jürgen Wiegand, Oberwil

reformiert. 6/2020, S. 5–8

Dossier: Wer spricht denn da?

Chatbots sind kein Ersatz

Danke für das sehr interessante Dossier zum wichtigen Thema «virtuelle Freundschaften». Allerdings vermisste ich den entschiedenen Aufruf, auch menschliche Gesprächspartner zu haben. Sonst besteht die Gefahr, zu vereinsamen, sich (noch) mehr in der eigenen Blase zu verfangen und sich als Mensch weniger zu entwickeln.
Susanna Beutler, Zürich

reformiert. 6/2020, S. 2

Regeln gelockert für Religionsunterricht

Wo ist die Wertschätzung?

Für den Bericht über die Lockerung der Regeln für den Religionsunterricht danke ich. Es überrascht mich zu lesen, dass sich die Pfarrpersonen und die Sozialdiakone so sehr für den Religionsunterricht an der Schule eingesetzt haben. Ich kenne viele engagierte Katechetinnen. Sie sind hauptsächlich verantwortlich für den Religionsunter-

richt an den Schulen. Ihnen wurde auch aufgetragen, mit den Schulleitern in Kontakt zu bleiben, damit der Unterricht wieder an der Schule stattfinden kann. Denken Sie nicht, dass sich vor allem diese Berufsgruppe für die Wiederaufnahme des Religionsunterrichts an der Schule starkgemacht hat? Ich fände es sehr schön, wenn die Katechetinnen eine gewisse Wertschätzung für ihre Arbeit erfahren könnten.
Sabine Rieder, Katechetin, Zurzach

Ihre Meinung interessiert uns. redaktion.aargau@reformiert.info oder an «reformiert.», Storchengasse 15, 5200 Brugg. Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitungen und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern | Jura | Solothurn, Graubünden und Zürich. www.reformiert.info

Gesamtauflage: 702724 Exemplare

Redaktion
AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig)
ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr), Sabine Schüpbach (sas)

Blattmacher: Felix Reich
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektorat: Yvonne Schär
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Aargau

Aufgabe: 100 017 Exemplare (WEMF)
46609 reformiert. Aargau: Erscheint monatlich

Herausgeberin: Reformierte Landeskirche Aargau, Aarau
Präsidium der Herausgeberkommission: Gerhard Bütschi-Hassler, Schlossrued
Redaktionsleitung: Thomas Illi
Verlagsleitung: Hans Ramseier

Redaktion und Verlag
Storchengasse 15, 5200 Brugg
Tel. 056 444 20 70, Fax 056 444 20 71
redaktion.aargau@reformiert.info
verlag.aargau@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Bei der jeweiligen Kirchgemeinde
Inserate
Kömedia AG, St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koemedia.ch, www.koemedia.ch

Inserateschluss Ausgabe 9/2020
5. August 2020

Druck
DZZ Druckzentrum Zürich AG

Papier
Der Umwelt zuliebe verwenden wir ein ökologisches Zeitungspapier mit einem hohen Altpapieranteil von bis zu 85%.

Porträt

Leuchtende Augen sind ihm Lohn genug

Freiwilligenarbeit Jeden Dienstagnachmittag schliesst Peter Werder seine Autowerkstatt, um Menschen im Pflegezentrum zu besuchen.



Peter Werder (links) besucht Urs Amstutz seit vier Jahren im Pflegezentrum Reusspark.

Foto: Daniel Kellenberger

Urs Amstutz* wartet schon vor seinem Zimmer. Still beobachtet er den braun gebrannten Mann im weissen Shirt, der durch den Flur kommt und mit jedem, dem er begegnet, einen Schwatz hält.

Als Peter Werder, 58, schliesslich vor dem kleinen, alten Mann steht und ihn mit einem lauten «Hoi Urs!» begrüsst, huscht ein Lächeln über sein Gesicht. «Hallo hallo!» Peter fragt: «Hast du Lust auf einen Spaziergang?» «Ja!» Er blickt auf Urs' Finken. «Soll ich dir bequeme Schuhe anziehen?» «Ja!». Urs setzt sich auf sein Bett, hält einen Fuss hoch.

Es ist eine vertraute Szene im Pflegezentrum Reusspark in Nie-

derwil AG. Peter kennen hier alle. Er ist einer der 250 Freiwilligen, die mit Bewohnern plaudern, Spiele machen, spazieren – mit Menschen, die kaum Besuch haben.

In der Pause ein Schnüpfli

Vor zwölf Jahren las Werder ein Inserat, in dem der Reusspark Freiwillige suchte. Seither schliesst er jeden Dienstagnachmittag seine Autowerkstatt und fährt ins Pflegezentrum, um in der einen Woche mit einer Gruppe Menschen mit Demenz zu spazieren, in der anderen einzelne Bewohner zu besuchen.

Als Peter Urs' Schuhe festgebunden hat, steht er auf und schaut Urs

an. «Nehmen wir heute ein Schnüpfli?» «Ja!» In der «Stube» reicht ihnen ein Pfleger eine Dose Schnupftabak, dann ziehen sie los zum Garten. Abrupt bleibt Urs stehen: «Ein Traktor!» Fachmännisch begutachten die

Peter Werder, 58

Peter Werder ist in Boswil AG aufgewachsen. Er machte erst eine Ausbildung zum Autoelektriker, dann Automechaniker und führt seit 25 Jahren die «Autoklinik» in Boswil. Heute lebt er mit seiner Frau in Büttikon. Er hat eine erwachsene Stieftochter.

beiden Männer das riesige Modell. Urs war früher Knecht auf einem Hof. Er kennt alle Traktoren.

Während sie durch den Garten gehen, weist Peter hierhin und dort hin, grüsst nach allen Seiten. Urs geht still nebenher, schaut in die Richtungen, in die Peter zeigt, sagt immer wieder «ja!» und grüsst alle mit «Hallo hallo!» Als sie bei einer Mauer angelangt sind, zieht er die Dose aus seiner Hosentasche und schnupft hastig eine Tabakportion nach der anderen, bis Peter freundlich fragt: «Hast du genug?» «Ja!» Urs' Nasenlöcher sind voll Tabak. Peter reicht ihm ein Taschentuch.

Für Urs nimmt sich Peter immer besonders viel Zeit. «Er ist mir ans Herz gewachsen», sagt er später, als Urs erschöpft auf dem Sofa in der

«Einem Automechaniker traut offenbar niemand zu, eine soziale Ader zu haben.»

Stube liegt und Peter sich wie immer am Ende solcher Nachmittage im Restaurant einen Kaffee gönnt. «Vielleicht, weil wir beide Mechaniker sind.» Über Urs' Biografie weiss er wenig. «Ich stochere nicht in der Vergangenheit der Bewohner rum, denn ich will sie nicht in Schubladen tun, sondern ihnen so begegnen, wie sie jetzt sind.» Auch so erfahre er aus ihrem Leben.

Klischees erlebt er selbst immer wieder. «Erzähle ich Angehörigen, dass ich zum Besuchsdienst gehöre, fragen viele: «Und was sind Sie von Beruf? Lehrer?» Einem Automechaniker traue niemand eine soziale Ader zu.

In ihre Welt eintauchen

Sich einzulassen auf die Welt der Bewohner, in der sich Empfindungen und Erinnerungen vermischen, ist für Peter das Faszinierende an seinem Engagement. «Sagt mir ein ehemaliger Armeeangehöriger, wir müssten ausrücken und eine Brücke bauen, sage ich nicht, das sei leider unmöglich, sondern: Klar, rücken wir aus!» Frage eine Dame, ob er mit ihr am Abend tanzen gehe, sagt er: «Gern!» Viele vergässen es gleich wieder, doch in dem Moment sei es real, ein Teil ihrer Identität. «Sehe ich ihre leuchtenden Augen, freue ich mich mit.» Für diesen Moment mache er das. Anouk Holthuisen * Name geändert

Gretchenfrage

Ellen Ringier, Herausgeberin:

«Am nächsten ist mir die abstrakteste Religion»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Ringier?

Das ist ein heikles Thema. Religion spielte bei uns zu Hause kaum eine Rolle. Weil frühgeborene Kinder wie ich damals nicht selbstverständlich überlebten, wurde ich auf Drängen meiner katholischen Grossmutter sozusagen notgetauft. Meiner aus England kommenden Mutter zuliebe fand die Taufe in der anglikanischen Kirche statt. In der Schule sagte mir dann ein Lehrer: «Das gibt es nicht, es gibt nur die katholische oder die protestantische Kirche.» Ich wechselte zu den Reformierten und wurde konfirmiert.

Und wie ist es heute?

Ich bin Kirchenmitglied, aber eigentlich bin ich eine selfmade religiöse Person. Von den grossen Religionen ist mir die abstrakteste Version am nächsten, das Judentum. Der Protestantismus und der Katholizismus sind nicht meins.

Warum nicht?

Sozialisiert wurde ich mit humanistischen Lebenszielen und nicht mit religiösen. Das ist mir immer noch am wichtigsten.

Sind Sie deshalb karitativ tätig?

Ja. Ich stieg mit 40 bei der Advokatur aus, auch weil mir bei der Arbeit die Sinnstiftung zu kurz kam.

Und worum geht es Ihnen?

Etwas Zentrales für mich kommt aus der jüdischen Überlieferung: Wer einen Menschen rettet, rettet die ganze Welt. So nehme ich von jedem Menschen auf, was ihn besonders auszeichnet, egal was. Die Begegnungen mit Mitmenschen machen mein Leben aus und erlauben mir, Empathie für die Opferseite einzubringen statt nur Kalkül.

Das macht doch auch die Kirche.

Die Kirche tut aber etwa für die Anliegen der Frauen und der nicht heterosexuellen Menschen viel zu wenig. Da hat sie meines Erachtens grossen Reformbedarf! Sie müsste in ihrer Themensetzung viel aktueller und näher bei den Menschen sein.

Interview: Marius Schären

Christoph Biedermann



Tipp

Serenade

Virtuosität und Spielfreude

Nach den Konzerten der «donne virtuose» tönt es etwa so: «Die vier Meisterinnen fiedelten, säuselten, streichelten und traktierten, zupften und bearbeiteten ihre Instrumente, dass es einem manchmal kalt den Rücken runterkräuselte.»

Das Streichquartett «le donne virtuose» begeistert das Publikum mit seiner mitreissenden Musikalität, seinem Charme und seiner Bühnenpräsenz. Es verbindet das klassisch-romantische Repertoire mit Jazz, Blues, Ragtime, Pop, Walzer und Tango.

Caterina Klemm (Violine), Fränzi Frick (Violine), Nicole Hitz, (Bratsche) und Eva-Maria Burkard (Cello) kombinieren so ihre musikalische Abenteuerlust mit stilistischer Vielseitigkeit. Diese abwechslungsreichen Programme auf hohem musikalischem Niveau eröffnen in ihrer spielerischen Balance zwischen den musikalischen Stilrichtungen einen Raum für «Un-Erhörtes».

Die Serenade auf dem Rügel ist gerade wegen der Vielfältigkeit der Musik für Familien geeignet. Bei schönem Wetter findet der erste Teil des Konzerts im Freien statt.

Freiwilliger Unkostenbeitrag für Konzert und Apéro. kk

Konzert: 21. August, 19 Uhr bis ca. 21.30 Uhr, Tagungshaus Rügel, Seengen.



Ellen Ringier (68) ist Herausgeberin und Präsidentin der Stiftung Elternsein. Foto: Geri Born/Schweizer Illustrierte